1,70 DM / Band 47
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

BASTEI

NEU



DER HEXER

Die phantastischen Abenteuer des Robert Craven

Stadt der bösen Träume

Frankreich F7,00 / Italien L 1600 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 140



Band 47

Stadt der bösen Träume

Es war dunkel hier unten, fast hundert Fuß unter der Erdoberfläche, doch das *Ding* benötigte keine Augen, um sich zurechtzufinden. Gierig peitschten seine schleimglänzenden Tentakel über die nachtschwarzen Granitwände des Stollens.

Es hatte seinen Ruf ausgesandt, und es wußte, daß er gehört worden war. Die Gier nach frischem, pulsierendem Leben wurde beinahe übermächtig in ihm.

Die Opfer waren unterwegs…

Die Welt des Hexers

In diesem Band taucht die legendäre NAUTILUS wieder auf – aus

diesem Grunde möchte ich die Fakten über Kapitän Nemos Unterseeboot, die damals in Band 15 erschienen, wiederholen.

Die NAUTILUS – wie viele Träume, Sehnsüchte, Geheimnisse liegen in diesem Wort! Zu allen Zeiten, seit es von Jules Verne, dem großen Autor phantastischer Geschichten, erfunden wurde, hat das Unterseeboot Nemos die Gemüter der Leser bewegt und ihre Phantasie beflügelt.

In der NAUTILUS vereinen sich (zu damaliger Zeit) neueste Technik und wundersame Erfindungen, die Nemos genialer Geist hervorbrachte. Bei einer Höchstgeschwindigkeit von 26 Knoten (ca. 48 km/h) erreicht das Boot eine maximale Tauchtiefe von 6000 Metern! Es gibt zwei Antriebsarten: Dieselmotoren für die Überwasserfahrt, Elektromotoren bei Tauchfahrt. Die NAUTILUS verfügt über zwei getrennte Steueranlagen: Das Hauptsteuer befindet sich im Turm des Bootes, ein weiteres im großen Salon. Die Besatzung besieht aus maximal 23 Mann plus Kapitän. In diesem Fall reicht der Luftvorrat für rund acht Tage aus. Bewaffnet ist die NAUTILUS mit 20 Meter langen Rammspornen und zwei Torpedo-Rohren an ihrem Bug, die erst spät eingebaut wurden.

Bleibt nur noch die Frage, wer Kapitän Nemo selbst eigentlich ist. Und auch darauf gab es in Band 19 eine Antwort: Der wahre Name Nemos lautet Prinz Dakkar. Er wurde in der indischen Provinz Bundelkund als Sohn eines Radschahs geboren. Im Alter von 10 Jahren schickte man ihn nach Europa, um ihm eine qualifizierte Ausbildung zu ermöglichen. Doch Prinz Dakkar konnte sich nie an die Europäer gewöhnen. Er zog sich mehr und mehr zurück und kehrte schließlich nach Bundelkund heim, wo er heiratete und zwei Kindern das Leben schenkte. 1857 schlugen die Seypods los, und Prinz Dakkar finanzierte den blutigen Aufstand gegen die Kolonialmacht Großbritannien. Doch die Revolution schlug fehl; auf Dakkars Kopf wurde ein Preis ausgesetzt, seine Angehörigen ermordet, sein Land besetzt. Dakkar änderte seinen Namen und zog sich aus Politik und Gesellschaft auf eine einsame Insel im Pazifik zurück, wo er mit einigen Getreuen sein Lebenswerk schuf: das elektrisch betriebene Unterseeboot NAUTILUS. Er erforschte damit die Pole und Meeresgräben, leitete Expeditionen auf dem Grunde der Ozeane, hob Schätze aus versunkenen Wracks und unterstützte damit heimlich jene Völker, die sich im Kampf für Unabhängigkeit gegen das Joch der Unterdrücker stellten. Die Welt vergaß Dakkar, und nur wenige Menschen wußten noch von seiner Existenz – so auch Howard Lovecraft, der Robert Craven schließlich mit Kapitän Nemo zusammenbrachte…

* * *

Unruhig tanzte der Lichtschein des Karbidscheinwerfers über die rauhen Wände des Stollens, als David Jones die Lampe versehentlich mit dem Fuß anstieß. Das Licht brach sich an unzähligen Kanten und warf bedrohlich anmutende Schatten, schien Leben zu schaffen, wo keines war – oder zumindest keines sein durfte –, aber wer wußte in dieser unbegreiflichen Umgebung schon zu sagen, ob hier die gleichen Gesetze wie anderswo galten?

Nervös fingerte Jones am Abzug seines Gewehres herum, obwohl er nicht sicher war, daß ihm die Waffe im Notfall wirklich helfen würde. Die Umgebung flößte ihm ein körperlich spürbares Unbehagen ein. Es war ein schwer in Worte zu fassendes Gefühl, aber etwas an dieser unterirdischen Steinwelt kam ihm sonderbar falsch vor.

Es schien hier Winkel zu geben, die auf eine bizarre Art stärker als dreihundertsechzig Grad gekrümmt anmuteten, Linien, die mit der menschlichen Geometrie nicht vereinbar waren, ohne daß er zu sagen vermochte, was diesen Eindruck in ihm auslöste. Immer, wenn er sich genauer auf einen der unmöglich erscheinenden Winkel konzentrierte, verschwammen die Konturen vor seinen Augen, als wolle die Umgebung sich seinen Blicken ganz bewußt entziehen.

Natürlich wußte Jones, daß das alles nicht wirklich so war und ihm nur seine überreizten Nerven einen bösen Streich spielten. Aber ob eingebildet oder nicht, machte keinen großen Unterschied, dachte er nervös. Letztlich war es vollkommen egal, ob er nun durch eine eingebildete oder eine reale Gefahr den Verstand verlor.

Dieser Platz war fremd, und er war nicht für Menschen gemacht. Es war falsch, daß sie sich hier aufhielten. Sie hätten niemals herkommen sollen. Er hätte nicht kommen sollen.

Immer wieder warf er verstohlene Blicke in Richtung der Wand aus saugender Schwärze, die sich kaum ein halbes Dutzend Yards hinter ihm erhob. Trotz seiner fünf Begleiter fühlte er sich hilflos und allein.

»Was zum Teufel ist das?« murmelte er. Er wußte nicht, wie oft er die Frage im Verlauf der letzten drei Stunden schon gestellt hatte, ohne eine Antwort zu finden, und auch jetzt erntete er lediglich ein unbehagliches Schulterzucken, das seine Nervosität nur noch verstärkte.

Natürlich wußte keiner seiner Begleiter mehr als er selbst über die Barriere aus gestaltgewordener Nacht, aber ebenso natürlich war es, daß sie alle sich Gedanken über das Ding machten, das sie bewachten.

Bewachten!

Verächtlich spie Jones aus. Der Auftrag Kapitän Nemos war völlig klar. Sie sollten verhindern, daß irgend etwas oder jemand durch die Wand aus ineinanderfließenden Schatten auf die Insel kam, und gleichzeitig dafür sorgen, daß niemand die unbegreifliche Barriere von ihrer Seite aus durchquerte. Notfalls durch Einsatz ihrer Waffen, freilich ohne den Betreffenden zu töten.

Und wenn es uns selbst erwischt? dachte Jones.

Der Gedanke lag nahe, auch wenn sie alle ihn in den vergangenen Stunden immer wieder verdrängt hatten. Beim Schürfen nach Erzen waren sie vor zehn Tagen auf eine Reihe von natürlichen unterirdischen Gängen gestoßen, an deren Ende sich diese Wand befunden hatte. Niemand, nicht einmal Nemo, wußte, was es war. Es war, als höre die Welt an dieser Stelle einfach auf. Genauer: als würde sie von einem nur optisch sichtbaren, physisch aber nicht existenten schwarzen Vorhang von etwas gänzlich anderem abgetrennt; einem Vorhang, hinter dem sich unsichtbare Bewegung und unheimliches schattenhaftes Leben verbargen. Kein Lichtstrahl konnte die Wand aus Schwärze durchdringen, obwohl es sich überhaupt nicht um eine richtige Wand handelte, sondern um...

Ja, wenn sie das wüßten. Die Barriere bestand aus nichts weiter als Finsternis, die jeden Lichtstrahl aufsog. Einen festen Widerstand gab es nicht. Einer der Männer war mühelos hindurchgegangen. Das Zurückkommen freilich schien nicht ganz so mühelos zu sein. Genaugenommen, war er überhaupt nicht zurückgekehrt...

In der darauffolgenden Nacht der zweite. Zumindest nahm man an, daß er durch die Barriere gegangen war, getrieben von einer Neugier, die stärker war als sein Gehorsam und stärker als seine Furcht. Beim Betreten der Stollen war er zum letzten Mal gesehen worden. Diese beiden Vorfälle allein wären schon Grund genug zur Beunruhigung gewesen, doch ihre Zahl hatte sich rasch gemehrt. Bereits wenige Stunden später war der nächste Mann, William Staff, in die Stollen gegangen. Ein Freund hatte ihn verfolgt und beobachtet. Als er versucht hatte, Staff vom Durchschreiten der Barriere zurückzuhalten, hatte dieser sich mit schier übernatürlicher Kraft zur Wehr gesetzt und ihn niedergeschlagen.

Und er war nicht der letzte gewesen. Fortan waren in immer kürzeren Abständen Menschen in dem Stollen verschwunden. Nichts hatte sie aufhalten können; selbst durch einen künstlich herbeigeführten Erdrutsch hatten sie sich hindurchgewühlt. Niemand wußte, was die Menschen mit fast magnetischer Kraft zu der Barriere zog.

Heute hatte Nemo schweren Herzens sein Einverständnis gegeben, Wachen aufzustellen und die Beeinflußten zu ihrem eigenen Schutz notfalls anzuschießen. Da der fremde Einfluß von der Entfernung scheinbar völlig unabhängig war, hatten sie direkt an der Barriere Posten bezogen.

Bislang war es zu keinem weiteren Zwischenfall gekommen, und jeder von ihnen war mehr als froh darüber. Für Jones war der Gedanke unvorstellbar, auf Freunde zu schießen, selbst wenn er sie damit vor einem möglicherweise viel schlimmeren Schicksal bewahren konnte. Er kannte Nemo und wußte, wie schwer dem Kapitän die Entscheidung gefallen sein mußte. Aber er wußte auch, daß es wahrscheinlich die einzige Möglichkeit war, das Verderben aufzuhalten. Besser eine Kugel im Bein, dachte er sarkastisch, als gar kein Bein mehr…

»Was verbirgst du?« flüsterte er. Ein bißchen kam er sich albern dabei vor, mit nichts anderem als Dunkelheit zu reden; und trotzdem war er fast sicher, daß das, was immer sich hinter der Barriere aus geronnener Finsternis verbarg, ihn hörte und verstand.

Eine Hand legte sich schwer auf seine Schulter, und er blickte in O'Reileys wettergegerbtes Gesicht. »Mach dich nicht selbst verrückt«, sagte der alte Ire. Seine Stimme klang wie das Brummen eines schlechtgelaunten Waschbären, aber Jones wußte, daß O'Reiley hinter seiner rauhen Schale einen sensiblen und gutmütigen Kern verbarg.

Und das war der letzte klare Gedanke, den er faßte…

Eine gigantische schwarze Hand schien nach seinem Gehirn zu greifen und fegte sein Denken mit feurigen Fingern hinweg. Dann sah er…

Es war eine Vision, und er war sich dieses Umstandes völlig bewußt, und trotzdem war sie so echt, daß er glaubte, die Realität zu erleben. Er sah eine Stadt… eine Stadt, wie er sie noch niemals zuvor erblickt hatte. Die Gebäude schimmerten silbern. Sie waren von unvergleichlicher Feinheit, schmal und hoch, mit unzähligen Erkern und kristallenen Türmchen. Es gab Parks mit Teichen und munter plätschernden Springbrunnen, und Blumen von einer Pracht und

Farbenvielfalt, die ihresgleichen suchte. Wesen von anmutiger Zartheit tanzten in den Straßen dieser Elfenstadt...

Dann verblaßte das Bild, als lege sich ein milchiger Schleier darüber. Enttäuscht stöhnte Jones auf. Noch nie zuvor hatte er einen Ort von solcher Schönheit gesehen, und er wußte, daß er dorthin gelangen mußte, wenn er nicht vor verzehrender Sehnsucht sterben wollte. Es gab keine Anstrengung, die zu groß war, um die Stadt zu erreichen.

Mit tänzerischer Leichtfüßigkeit bewegte er sich auf den Durchgang zu. Schatten waren um ihn herum, die ihn zurückzuhalten versuchten. Ohne jede Mühe schüttelte Jones sie ab. Ein lautes Geräusch ertönte, und gleichzeitig knickte ihm ein Bein unter dem Körper weg, ohne daß er wirklichen Schmerz spürte. Er stemmte sich wieder hoch. Es dauerte nicht einmal zwei Sekunden, auch den letzten der konturlosen Schatten abzuschütteln.

Unbeirrt setzte Jones seinen Weg durch den schmalen Stollen fort. Mit der Gleichmäßigkeit einer Maschine setzte er einen Fuß vor den anderen. Sein Gesicht zeigte einen verklärten, glücklichen Ausdruck, als er die Barriere erreichte.

David Jones lächelte noch, als er hindurchschritt und nachtschwarze Tentakel auf ihn zuglitten...

* * *

Der Pub sah von innen genauso aus, wie es sein Äußeres erwarten ließ: schmutzig und ungepflegt. Die Luft war stickig und verbraucht; es roch nach kaltem Rauch und abgestandenem Bier, und der Gestank von Howards Zigarre verringerte meine Atemprobleme auch nicht gerade.

Ich ließ meinen Blick durch den Raum schweifen. Es war später Nachmittag, und um diese Zeit hielten sich nur wenige Menschen in dem Pub auf. Es waren einfache Seeleute in verschlissener Kleidung. Ihre derben, grobschlächtigen Gesichter paßten zu der Umgebung wie die berüchtigte Faust aufs Auge. Ich glaubte die taxierenden Blicke der Männer wie Dolchstöße zu spüren. Betont unauffällig blickte ich in eine andere Richtung, wobei ich mir bewußt war, daß wir auch so genügend Aufmerksamkeit erregten.

Schon unsere Kleidung machte deutlich, wie sehr wir uns von den Männern hier unterschieden, und die blitzförmige weiße Strähne in

meinem Haar tat ein übriges. Auch wenn die Mode immer törichter zu werden begann, hatte sich eine solche Stilrichtung bislang noch nicht durchsetzen können. Möglicherweise war ich hundert Jahre zu früh dran, was ausgefallene Frisuren anging.

Der Wirt, einer jener Zeitgenossen, denen ich auch nicht unbedingt allein in einer nächtlichen Gasse begegnet wäre, kam mit finsterer Miene herangeschlurft und knallte die bestellten Bierkrüge vor uns auf den Tisch, daß gut ein Viertel der Flüssigkeit, von der er behauptete, daß es sich um Bier handle, dabei überschwappte und auf unsere Anzüge spritzte. Angesichts seiner massigen Statur erschien es mir angeraten, mich nicht darüber zu mokieren. Ich verbiß mir die Frage, in welchem Wasser die Krüge wohl gespült worden sein mochten – wenn überhaupt –, und probierte einen Schluck. Entgegen allen Erwartungen schmeckte das Bier sogar recht gut, aber das erschien mir als Grund, warum Howard mit mir in überstürzter Hast nach Brighton aufgebrochen war, reichlich unzureichend, zumal es auch in London – zumindest gelegentlich – gutes Bier gab.

Howard machte auch jetzt noch keine Anstalten, mir zu erklären, warum wir diese Reise unternommen hatten. Scheinbar gelangweilt blickte auch er sich in der Schankstube um, aber ich spürte genau, daß es eine Art von aufgesetzter Langeweile war, hinter der sich höchste Konzentration und scharfes Beobachten verbargen.

»Es wäre nett, wenn du mir endlich erklären würdest, was wir hier wollen«, richtete ich das Wort an ihn.

Howard sog an seiner Zigarre und paffte mir eine dicke Rauchwolke wie unbeabsichtigt genau ins Gesicht. Ich mußte husten, aber diesmal war ich nicht bereit, mich wieder mit Ausflüchten abspeisen zu lassen. Howard Phillips Lovecraft verstand es immer noch meisterhaft, Geheimnisse aufzubauen und mich mit seiner Fähigkeit, selbst direkten Fragen auszuweichen, an den Rand der Verzweiflung zu treiben. Bei seiner Begabung, mit vielen Worten so gut wie nichts auszudrücken, hätte er glattweg Schriftsteller werden können.

»Also?« fragte ich ungeduldig.

»Wir warten«, erklärte er im Verschwörerton, wobei er ein Gesicht machte, als hätte er soeben ein ungeheuer wichtiges Geheimnis preisgegeben.

»Das hätte ich mir fast gedacht«, gab ich wütend zurück. »Worauf? Oder auf wen?«

Howard sah mich einige Sekunden lang an, aber ich erkannte, daß er mir nicht direkt in die Augen blickte, sondern nur einen Punkt dazwischen fixierte, dann senkte er den Blick und schüttelte auf väterliche Art den Kopf. »Warum wartest du nicht einfach ab, was passiert?«

Ich kannte Howard inzwischen, zumindest bildete ich mir das ein, aber an seine Geheimniskrämerei würde ich mich wohl nie gewöhnen können.

»Ich möchte endlich wissen, was hier gespielt wird«, sagte ich mit mühsam erzwungener Ruhe. »Ich bin kein grüner Junge mehr, das dürftest selbst du mittlerweile erkannt haben. Also gib mir endlich eine klare Antwort. Ich kenne bessere Möglichkeiten, mir die Zeit zu vertreiben, als hier herumzusitzen, weißt du?«

»Ich... ich kann dir nicht sagen, auf wen wir warten, Robert«, murmelte er gequält. Bei dem Ernst, der mit einemmal in seiner Stimme mitklang, war ich einen Augenblick lang fast bereit, ihm zu glauben, bis mir bewußt wurde, daß auch das nur Teil seiner Ablenkungs-Strategie war. »Es ist besser für dich, wenn du es nicht weißt«, fügte er hastig hinzu, bevor ich aufbrausen konnte. »Man hat mir eine Nachricht übermittelt, daß wir hierherkommen sollen.«

Es war Teil meines magischen Erbes, jede Lüge sofort zu erkennen, und deshalb wußte ich, daß Howard die Wahrheit sprach, auch wenn das eigentlich unmöglich war. Ich war den ganzen Morgen mit ihm zusammengewesen und hätte es gesehen, wenn ein Bote ihm eine Nachricht gebracht hätte. Aber auch wenn Howard nicht log, so behielt er doch einen großen Teil seines Wissens für sich. Es war hoffnungslos, sich mit ihm zu streiten. Wenn er etwas nicht sagen wollte, dann hätte vermutlich nicht einmal die spanische Inquisition etwas aus ihm herausbekommen.

Resignierend lehnte ich mich zurück und hätte um ein Haar das Gleichgewicht verloren, als mir einen Sekundenbruchteil zu spät einfiel, daß der Hocker keine Rücklehne hatte. Mit rudernden Armen fand ich das Gleichgewicht wieder; ein Anblick, der auf die anderen Gäste des Pubs überaus erheiternd wirken mußte. Wütend griff ich nach dem Bierkrug und trank einen Schluck.

Mehr als eine Stunde verbrachten wir in dem Pub, ohne daß ich ein weiteres Wort mit Howard wechselte. Allmählich füllte sich die Schankstube. Bei jedem neuen Gast zuckte er zusammen und beobachtete den Neuankömmling genau, aber die Person, auf die er

wartete, kam nicht. Ich konnte sehen, wie er von Minute zu Minute nervöser wurde. Schließlich erhob er sich.

»Es muß etwas passiert sein«, murmelte er, während er Geld auf den Tisch legte und seinen Mantel anzog. Ich griff ebenfalls nach meinem Mantel und vergaß auch den Gehstock nicht, in dessen Hülle sich ein scharfgeschliffener Degen verbarg.

Obwohl ich immer noch nicht wußte, um was es eigentlich ging, konnte ich nicht verhindern, daß mich Howards Nervosität ansteckte, während wir den Pub verließen.

Gerade als ich die Tür öffnen wollte, wurde sie von außen aufgestoßen. Ein Mann stürzte herein und rannte mich fast über den Haufen. Und es gehörte keine allzu große Menschenkenntnis dazu, um zu erkennen, daß er vor Angst beinahe den Verstand verlor.

* * *

Der Raum war so feudal eingerichtet, daß er manchem Königspalast noch zur Ehre gereicht hätte. Im Grunde genommen war der Mann, der mit auf die Brust gesunkenem Kopf in einem prachtvollen Sessel saß, auch nichts anderes als ein König, wenn es auch nur wenige Menschen gab, die überhaupt von seinem Reich wußten.

Trotzdem war er mächtig genug, es mit beinahe jeder irdischen Macht aufnehmen zu können.

Mit jeder irdischen. Die Bedrohung, der er sich nun jedoch ausgesetzt sah, stammte nicht von dieser Welt. Vielleicht nicht einmal aus diesem Universum.

Kapitän Nemo schreckte aus seinem Grübeln auf, als es an der Tür klopfte. Mit einer müden Bewegung hob er den Kopf und strich sich durch das dunkle Haar. »Entrez!«

James Galbright trat ein. Der ehemalige General der britischen Armee wirkte kaum weniger müde als er selbst, stellte Nemo fest. Galbright war ein muskulöser, mehr als zwei Meter großer Riese. Sein gewelltes blondes Haar war streng gescheitelt. Eine Narbe zog sich vom Kinn bis zur Stirn über seine linke Gesichtshälfte.

»Es ist wieder ein Mann verschwunden«, meldete Galbright. Und zum ersten Mal, seit Nemo ihn kannte, glaubte er so etwas wie Mutlosigkeit

in seiner Stimme zu hören. »Jones. Er gehörte zu den Männern, die den Durchbruch bewachten.«

Nemo ließ sich nicht anmerken, wie sehr ihn die Nachricht erschütterte. Die sechs Wachposten waren Männer, die er selber ausgewählt hatte, weil sie sich gegenüber jeder Form von Hypnose oder sonstiger geistiger Beeinflussung als besonders widerstandsfähig gezeigt hatten. Wenn nicht einmal sie dem geheimnisvollen Sog standzuhalten vermochten, war der Zeitpunkt abzusehen, an dem es keinen Menschen mit freiem Willen mehr in seinem geheimen Stützpunkt geben würde.

»Genau wie bei den anderen?« fragte er mit ruhiger Stimme, die nicht verriet, wie es in seinem Inneren aussah.

Galbright nickte. »Genau so. Unsere Vorsichtsmaßnahmen haben nichts genutzt. Jones hat sich wie ein Berserker aufgeführt und seine Begleiter niedergeschlagen. Es war unmöglich, ihn aufzuhalten. Sie haben ihn ins Bein geschossen, aber er scheint es nicht einmal gemerkt zu haben. Wir müssen endlich etwas unternehmen, mon capitain«, fügte er sehr ernst hinzu. »Jeden Tag verlieren wir mehr Leute.«

Nemo lächelte müde. Seit fast fünfzig Stunden hatte er nicht mehr geschlafen, und die Erschöpfung ließ sein Lächeln zu einer Grimasse geraten. Erfolglos versuchte er die Müdigkeit wegzublinzeln und den düsteren Sumpf hinter seiner Stirn zu dem klaren, logischen Denken zu formen, das seine Männer von ihm erwarteten.

»Und was?« seufzte er. »Wir haben alles Menschenmögliche versucht. Machen Sie mir einen brauchbaren Vorschlag, und ich bin sofort einverstanden.«

Galbrights Gestalt straffte sich. »Ich stehe nach wie vor zu meinem Vorschlag. Stellen Sie mir ein Dutzend Männer zur Verfügung, und ich werde mit dem Spuk aufräumen.«

Nemo winkte müde ab. Ein ganz kleines bißchen ärgerten ihn Galbrights Worte. Sie hatten mehr als einen Streit gehabt über dieses Thema, und er hatte gehofft, es mit seinen letzten scharfen Worten endgültig aus der Welt geschafft zu haben. Aber er war viel zu müde, sich abermals mit Galbright zu streiten. »Die Leute verschwinden schon von allein«, sagte er spöttisch, »warum sollten wir den Prozeß also noch beschleunigen? Was glauben Sie schon mit einer Handvoll Männer gegen diese unbekannten Kräfte ausrichten zu können, mon

ami?«

»Es ist unsere einzige Möglichkeit.« Galbright trat näher und stützte seine Hände auf den Schreibtisch. »Der Prozeß beschleunigt sich. Wenn wir weiterhin nur abwarten, haben wir bald alle Männer verloren. Zum Teufel, was wollen Sie tun? Den Stützpunkt aufgeben?«

»Wenn es sein muß, ja«, sagte Nemo ernst, aber Galbright fegte seine Worte mit einer zornigen Geste davon.

»Unsere Männer sind besser bewaffnet als jeder andere Soldat auf der Welt«, fauchte er. »Mit einer solchen Truppe nehme ich es mit jeder Gefahr auf. Ich bin...«

»Sie sind ein Narr, dessen Denken offenbar nicht weiter reicht, als bis ans Ende seines Gewehrlaufes«, unterbrach Nemo ihn mit plötzlicher Härte in der Stimme. »Vergessen Sie endlich den General in sich. Begreifen Sie nicht, daß wir dieser Gefahr nicht mit unseren Waffen begegnen können? Selbst wenn ich hunderttausend Soldaten schicken würde... niemand von ihnen käme zurück.«

Galbright trat einen Schritt näher und ballte die Fäuste. Sein Gesicht verfinsterte sich.

»Dann sagen Sie mir endlich, was Sie über diese geheimnisvollen Kräfte wissen«, forderte er. »Dies ist wahrlich nicht der Moment für Geheimniskrämerei. Ich habe mich Ihnen vor mehr als zehn Jahren angeschlossen und bin dafür aus der britischen Armee desertiert, weil ich Ihre Pläne unterstützt habe! Seither habe ich England nicht mehr wiedergesehen, und ich habe meinen Entschluß niemals bereut. Jetzt aber kommen mir Zweifel, wenn sie mir nach all den Jahren immer noch nicht vertrauen, Kapitän.«

Fahrig schüttelte Nemo den Kopf und strich sich erneut durchs Haar. Er lehnte sich in seinem Sessel zurück; ein gequälter Ausdruck erschien auf seinem scharfgeschnittenen Gesicht.

»Das hat nichts mit Vertrauen zu tun«, entgegnete er leise. »Ich weiß, daß ich Ihnen vertrauen kann und Sie kein Wort weitererzählen würden, wenn es darauf noch ankäme. Aber darum geht es nicht. Manchmal wünschte ich, ich wüßte selbst nichts über die Dinge, mit denen wir es hier zu tun haben. Es liegt in Ihrem eigenen Interesse, wenn ich schweige.«

»Es hat etwas mit dieser Sache bei Krakatau vor einem Jahr zu tun, nicht wahr?« vermutete Galbright. »Die Männer haben die wüstesten

Geschichten erzählt, aber ich habe es nicht glauben wollen.«

Wiederum nickte Nemo. »Ich vermute, daß es am Rande etwas damit zu tun hat, ja. Aber es wäre gefährlich für Sie, mehr über die Zusammenhänge zu wissen. Hätten wir diese unseligen Stollen nur niemals entdeckt.« Er machte eine kurze Pause. »Unter diesen Umständen sind die Wachen natürlich sinnlos geworden. Die Männer können in ihre Quartiere zurückkehren. Das wäre alles. Gehen Sie jetzt.«

Einen Augenblick lang sah es fast so aus, als ob Galbright den Befehl schlichtweg ignorieren würde, aber dann wandte er sich abrupt um und ging mit abgehackten Schritten zur Tür. »Wie Sie meinen, Sir.« Er betonte das Sir, als handele es sich um ein Schimpfwort.

Aus vor Müdigkeit geröteten Augen blickte Nemo ihm nach. Er empfand nicht einmal mehr Zorn über Galbrights Auftritt. In sich fühlte er nichts als eine entsetzliche Leere. Er hatte mit seinem Tun an Mächte gerührt, denen er nicht gewachsen war, und die Last der Verantwortung, die er dafür trug, erdrückte ihn fast.

»Wenn nur Howard bald käme«, flüsterte er mit bebender Stimme.

* * *

Der Mann machte einen heruntergekommenen Eindruck – auf den ersten Blick.

Auf den zweiten wirkte er erschreckend.

Wie die meisten der anderen Gäste trug er Seemannskleidung; ein einfaches Hemd, über das er eine wetterfeste Jacke gestreift hatte, und eine Leinenhose, dazu schwere, eisenbeschlagene Schuhe. Aber etwas an ihm war anders. Er gehörte nicht zu der Bande von Halsabschneidern, die sich in der Hafenspelunke tummelten, ganz entschieden nicht.

Ich entschuldigte mich im Stillen für das, was ich über ihn gedacht hatte. Der Mann wirkte lediglich so verwahrlost, weil er Schreckliches durchgemacht haben mußte. Was ich für Schmutz auf seiner Kleidung gehalten hatte, entpuppte sich bei genauerem Hinsehen als Flecken noch nicht ganz getrockneten Blutes, das aber nicht sein eigenes zu sein schien, da ich mit Ausnahme einer Schwellung an seinem Kinn keine Verletzung bei ihm entdecken konnte.

Verwirrt sah er mich an, dann wandte er sich an Howard. »Ich heiße van der Croft. Sie müssen Mr. Lovecraft sein«, sagte er mit kaum wahrnehmbarem holländischen Akzent. Für einen Mann seines Aussehens, registrierte ich überrascht, hatte er eine erstaunlich gepflegte Aussprache.

Howard nickte. »Ich habe auf Sie gewartet. Sie kommen spät.«

»Wir hatten Schwierigkeiten an Bord. Es kam zu...«

Howard unterbrach ihn mit einer hastigen Handbewegung. »Nicht hier. Wir erregen bereits mehr Aufmerksamkeit, als gut ist, Kommen Sie. Ist mit... dem Schiff alles in Ordnung?«

Ich beobachtete ihn genau und bemerkte, wie er nach dem Nicken des Holländers erleichtert aufatmete. Das Stocken in seiner Stimme war mir ebenfalls nicht entgangen, aber ich schwieg. Howard hatte recht: Wir erregten bereits zuviel Aufsehen. Die Gespräche um uns herum waren verstummt, und die meisten Männer starrten uns an.

Ich winkte dem Wirt zu, warf eine Münze auf den Tisch und schob Howard und den Mann kurzerhand zur Tür hinaus. Nach der Wärme in der Schankstube ließ die Kälte mich trotz des Mantels erschaudern.

Eine eisige Brise wehte vom Meer her und trug den Geruch von Salzwasser und Tang mit sich. Die Temperaturen lagen noch unter dem Gefrierpunkt. Trotzdem war Nebel aufgekommen, hellgrauer, dunstiger Nebel, der in trägen Schwaden über der Straße hing und vom Wind hin und her bewegt wurde, wobei die Schwaden immer neue sinnverwirrende Formen annahmen, als versuchten sie, sich zu ganz bestimmten Umrissen zu formen.

Aber vielleicht bildete ich mir das auch nur ein, weil Howard mich mit seinem Gerede von Gefahr schon nervöser gemacht hatte, als mir bewußt war. Daß an seinem Gerede etwas dran war, bewies van der Crofts blutbefleckte Kleidung – aber Howard war ohnehin nicht der Mann, der einen Ausflug wie diesen nur aus einer Laune heraus unternahm. Wenn er sagte, daß Gefahr drohte, dann drohte Gefahr, punktum. Auch, wenn er sich ansonsten darüber ausschwieg, welcher Art die Gefahr war.

Der Nebel war so dicht, daß wir nicht einmal die gegenüberliegende Häuserwand erkennen konnten. Der Lichtschein von van der Crofts Lampe wurde nach wenigen Schritten bereits von der wirbelnden grauen Masse verschluckt. Ich zog den Mantel enger zusammen und schlug fröstelnd den Kragen hoch. Howard drückte sich den Hut tiefer

in die Stirn. Einzig der Holländer schien die Kälte nicht zu spüren.

Ich war bereits ein paarmal in Brighton gewesen, und wenn ich die Stadt auch nicht sonderlich gut kannte, reichten meine Ortskenntnisse doch aus, um zu erkennen, daß wir uns auf den Weg zur Küste machten. Mit jedem Schritt mußten wir gegen den heftigen Wind ankämpfen, der vom Meer her auf das Festland wehte. Einmal begegnete uns ein Mann, der mit hochgeschlagenem Mantelkragen an uns vorbeihastete, ohne uns zu beachten.

Der Nebel lichtete sich, je näher wir der Küste kamen, doch schlugen wir nicht den Weg zum Hafen ein, wie ich nach Howards Gerede von einem Schiff erwartet hatte, auch wenn ich mir nicht erklären konnte, was er dort wollte. Nicht einmal er konnte so verrückt sein, bei diesem Wetter in See stechen zu wollen.

Bald hatten wir die letzten Häuser hinter uns zurückgelassen. Gedämpft durch den Nebel, drang das Plätschern von Wellen an mein Ohr. Unter unseren Füßen befand sich keine gepflasterte Straße mehr, sondern nur noch loser Sand.

Das Boot entdeckte ich erst, als van der Croft direkt davor stehenblieb und es anleuchtete. Howard wollte ihm helfen, es ins Wasser zu schieben, aber ich hielt ihn am Arm zurück.

»Ich will endlich wissen, was du vorhast!« fuhr ich ihn an. Howard antwortete etwas, von dem ich kein Wort verstand. Wahrscheinlich hatte er absichtlich nicht allzulaut gesprochen, weil ich nichts verstehen sollte. Jedenfalls war ich wieder mal der Dumme, aber daran hatte ich mich fast schon gewöhnt.

Resignierend packte ich, gleich ihm und dem Holländer, die hölzerne Wandung und half mit, das Boot ins Wasser zu schieben.

Van der Croft ruderte allein. Mit gleichmäßigen, kraftvollen Bewegungen zog er die Ruder durchs Wasser. Gischt durchnäßte uns, wenn Wellen sich am Bug des Bootes brachen. Jede Welle trieb uns ein Stückweit zurück, doch van der Croft ruderte verbissen weiter, bis er die Riemen nach einigen Minuten aus der Hand legte. Das Boot glitt noch ein Stück weiter, getragen von seinem eigenen Schwung, ehe die Strömung seine Geschwindigkeit aufzehrte. Etwas Gigantisches, Dunkles begann sich hinter der Nebelwand zu bilden, eine finstere Wand, die jählings aus dem Wasser aufzuragen schien. Van der Croft hob die Hände und bildete einen Trichter damit vor dem Mund. Er rief ein einzelnes, weithin schallendes Wort in seiner Muttersprache, das

ich nicht verstand. Wenige Sekunden später antwortete eine Stimme aus dem Nebel heraus.

Im gleichen Moment sah ich die Wandung des stählernen Ungeheuers, das vor uns auf dem Wasser schwamm. Auf Anhieb erkannte ich, um was es sich handelte – und mit einem Male wurde mir auch Howards Verschwiegenheit ein wenig verständlicher.

Das Monstrum war nichts anderes als die NAUTILUS, Kapitän Nemos schwimmende Festung, die von aller Welt nur für eine Legende gehalten wurde. Ich wußte es besser, denn nur dank dieses sagenumwobenen Unterseebootes hatte ich vor einiger Zeit von der explodierenden Vulkaninsel Krakatau fliehen können, von den ganzen anderen Unannehmlichkeiten, aus denen Nemo mich gerettet hatte – zum Teil freilich erst, nachdem er mich hineinmanövrierte – ganz zu schweigen.

Van der Croft vertäute das Boot. Ich kletterte als erster an Bord der NAUTILUS. Kaum hatte ich den Fuß auf das stählerne Deck gesetzt, als ich das Krachen eines aus unmittelbarer Nähe abgefeuerten Schusses vernahm.

* * *

Es wartete in seinem Gefängnis aus immerwährender Nacht.

Unermüdlich.

Ewiglich.

In seinem nach Äonen von Jahren zählenden Leben gab es keine Zeit im menschlichen Sinne.

Es hatte geschlafen, eine unvorstellbar lange und nicht einmal für ihn überschaubare Zeitspanne geschlafen und vom Schrecken gezehrt, den seine Träume gebaren, bis es die Nähe vieler Opfer gespürt hatte.

Es war allein erwacht, hatte als einziger den langen Schlaf überlebt, während seine Brüder längst vergangen und genauso wie er in Vergessenheit geraten waren.

Vieles hatte sich verändert seit damals.

Es tastete mit seinem Geist in die Unendlichkeit hinaus, aber der Widerhall, auf den Es wartete, blieb aus.

Der Meister antwortete nicht, wofür es nur eine Erklärung geben konnte: Das Schleichende Chaos war immer noch in seinen Kerker hinter den Grenzen der Zeit verbannt.

Der Auftrag, den Es erhalten hatte, galt also immer noch. Es würde ihn erfüllen, sobald er Kraft genug geschöpft hatte.

Hinter dem Tor gab es pulsierendes, kräftespendendes Leben, und wenn Es das Tor auch nicht zu durchdringen vermochte, konnte Es die Opfer doch zu sich rufen. Sie folgten seinem Locken bereitwillig, und jedes einzelne der Wesen stimmte in den Ruf ein, der immer stärker durch die Unendlichkeit hallte.

»Nyarlathotep erwache!«

Mit jedem Mal erkannte Es, daß er noch zu schwach war. Es rief mehr Opfer herbei. Irgendwann würde das schleichende Chaos den Ruf erhören. Die Zeit war nicht mehr fern.

* * *

Der Schuß war schlecht gezielt. Mehr als einen Yard neben mir schlug die Kugel gegen das stählerne Deck der NAUTILUS und sirrte als Querschläger davon. Bevor der heimtückische Schütze Zeit zu einem weiteren Schuß fand, ließ ich mich fallen und fand Deckung hinter den Aufbauten.

Mit einem raschen Blick überzeugte ich mich, daß Howard und van der Croft nichts passiert war. Die beiden hatten sich hinter die Wandung des Bootes geduckt. Ich bedeutete ihnen mit Zeichen, dort zu bleiben, dann hob ich vorsichtig den Kopf aus der Deckung und blickte mich um. Ein zweiter Schuß krachte, und diesmal verfehlte die Kugel mich nur um eine Armeslänge. Rasch zog ich den Kopf zurück, solange ich noch etwas hatte, was ich zurückziehen konnte. Ich hatte genug gesehen. Der Schütze hatte sich für eine Sekunde dunkel vor einem schmalen Lichtstreifen abgehoben, der aus der Hauptschleuse in der Mitte des Schiffes fiel.

Die Dunkelheit erwies sich als mein Verbündeter. Der Unbekannte konnte mich nur sehen, wenn ich mich aufrichtete.

Ich dachte nicht daran, dies noch einmal zu tun. Statt dessen robbte ich auf dem Bauch liegend vorwärts. Die Turmbauten boten mir zusätzlichen Sichtschutz. Einen Moment lang überlegte ich, ob ich den

unhandlichen Stockdegen nicht zurücklassen sollte, entschied mich aber dagegen. Er war meine einzige Waffe, auch wenn er mich momentan behinderte. Die Gefahr war zu groß, daß eine Welle ihn über Bord spülte. Der Shoggotenstern, der in den Knauf eingearbeitet war, war unersetzlich.

Kritisch wurde es nur auf den letzten zwei Yards, auf denen ich völlig deckungslos war. Ich wartete, bis sich erneut eine Welle an der NAUTILUS brach und die Gischt sich schäumend über das Deck ergoß. Im Schutz des Wasserschleiers sprang ich vor.

Obwohl der Unbekannte mich erst im letzten Moment sehen konnte, reagierte er mit unglaublicher Schnelligkeit. Noch bevor ich mich richtig abgestoßen hatte, wirbelte er herum. Mit einem Mal schien die Zeit um ein Vielfaches langsamer zu vergehen. Ich sah in ein haßverzerrtes Gesicht, und übergroß erschien die Mündung des Revolvers vor meinen Augen.

Dann war der Revolver wieder verschwunden, zusammen mit der Hand, die ihn hielt. Mein Gegner hatte bei seiner hastigen Bewegung den Halt auf den nassen Stahlplatten verloren – was vielleicht nicht einmal ganz so glücklich war, wie ich im allerersten Moment glaubte, denn statt gegen ihn zu prallen und ihn von den Beinen zu reißen, umarmte ich reichlich unsanft den Turm der NAUTILUS, knallte mir herzhaft den Schädel an und gesellte mich zu ihm auf den Boden.

Aber noch im Fallen schlug ich mit dem Knauf des Stockdegens zu. Ich traf ihn am Kopf. Der Matrose riß entsetzt die Augen auf. Sein Mund öffnete sich zu einem Schrei, aus dem ein halberstickte Gurgeln wurde, als ich auf ihn fiel und ihm mit den Knien die Luft aus den Lungen trieb. Der Revolver schlitterte davon und verschwand in der Dunkelheit.

Mühsam richtete ich mich auf, überzeugte mich davon, daß er wirklich bewußtlos war, und untersuchte ihn flüchtig. Sein Puls ging langsam, aber regelmäßig. Ich richtete mich auf und winkte Howard und van der Croft zu.

»Was hat das zu bedeuten?« fauchte ich den Holländer an. »Werden Gäste hier jetzt immer so begrüßt?«

Van der Croft warf dem Bewußtlosen einen unsicheren Blick zu, und ich glaubte auch einen Anflug von Angst darin zu erkennen.

»Das hat uns ja so lange aufgehalten«, stieß er hervor. »Einige der Männer haben schlichtweg den Verstand verloren. Wir konnten sie

überwältigen, und nach einer Weile beruhigten sie sich wieder. Haller«, er deutete auf den Bewußtlosen, »war von dem Wahnsinn nicht betroffen, doch es scheint, als wäre es inzwischen zu weiteren Anfällen gekommen.«

Ich fand van der Crofts Art, über einen Mordversuch an einem Menschen zu sprechen, ein wenig sonderbar – vor allem, da es sich bei diesem Menschen um mich handelte – und tauschte eine raschen Blick mit Howard. Durch ein Schulterzucken gab er mir zu verstehen, daß auch er bislang nichts von den Vorfällen gewußt hatte. In seinem Gesicht las ich den Ausdruck tiefer Sorge.

»Wir müssen also mit weiteren Überraschungen rechnen«, sagte er. Er sah sich einen Moment suchend um, bückte sich und hob den Revolver auf. »Laßt uns weitergehen.«

Ich nickte, verwendete aber noch eine weitere Minute darauf, Haller mit Hilfe seines eigenen Gürtels zu fesseln, ehe ich aufstand und Howard und dem Holländer folgte. Die beiden hatten den Turm betreten, die innere Tür jedoch nicht angerührt. Und als ich neben ihnen ankam, wußte ich auch, warum.

Irgend etwas stimmte nicht mit diesem Schiff. Es war zu still, und es war…

Ich konnte das Gefühl nicht in Worte fassen, aber es war da. Die NAUTILUS stank geradezu nach Gefahr. Und zumindest Howard schien es ebenso zu merken wie ich, denn er warf mir einen raschen Blick zu und faßte seinen Revolver fester, ehe er das dreispeichige Metallrad der Schleuse mit der freien Hand zu drehen begann.

Vorsichtig öffneten wir die Schleuse ganz und traten ein. Mattblaues elektrisches Licht schimmerte vom Fuße der gewendelten Eisentreppe herauf, die vor uns ins Schiff hinabführte. Kein Laut war zu hören – und das war etwas, was nun ganz und gar nicht mehr normal war. Ich wußte, daß sich die NAUTILUS mit Hilfe ihrer großen Elektromotoren nahezu lautlos bewegen konnte, und daß Nemo diese Schleichfahrt gerade in der Nähe der Küste bevorzugte – aber eben nur nahezu lautlos. Das Schiff, das sich wie eine metallene Höhle unter uns erstreckte, war aber still wie ein gigantisches Grab.

Behutsam gingen wir die Treppe hinab – Howard, der mit seiner Schußwaffe einem Angriff sicherlich am besten gewachsen war, als erster – und erreichten schließlich die Kommandobrücke. Das Schott war nur angelehnt, und dahinter lagen die ersten Bewußtlosen. Die

Männer waren niedergeschlagen worden, und offensichtlich von jemandem, den es einen Dreck scherte, ob er sie damit umbrachte oder nicht.

»Zum Teufel, wie viele ihrer Matrosen hat dieser… dieser Wahnsinn erwischt?« fragte Howard unwillig.

Van der Croft biß sich unsicher auf die Unterlippe. »Die Wahnsinnigen entwickeln unglaubliche Kräfte«, erklärte er, wobei er sich mit wachsender Unsicherheit umsah. »Es könnte sein, daß Haller allein für alles verantwortlich ist.«

»Ein Mann allein?« fragte ich ungläubig.

Van der Croft zuckte mit den Schultern, kniete neben einem der reglos daliegenden Männern nieder und drehte ihn auf den Rücken. Der Mann stöhnte, wachte aber nicht auf.

»Was ist mit den Kontrollen?« fragte Howard.

Der Holländer erhob sich, eilte zum Steuerpult des Schiffes und beschäftigte sich gute fünf Minuten damit, die verwirrenden Geräte und Schalter zu prüfen, ehe er sich mit einem erleichterten Seufzer umwandte.

»Alles in Ordnung«, sagte er. »Wir können zurückfahren – wenn noch genug Männer übrig sind, das Schiff zu manövrieren«, fügte er hinzu.

Ich schenkte ihm einen finsteren Blick und deutete mit einer Kopfbewegung zur Tür zurück. »Sie bleiben hier«, sagte ich. »Howard und ich durchsuchen das Schiff.«

»Seien Sie vorsichtig«, riet van der Croft. Ich schluckte die Antwort herunter, die mir auf der Zunge lag, und verließ hinter Howard die Brücke.

Die nächste halbe Stunde verbrachten wir damit, die NAUTILUS vom Bug bis zum Heck zu durchsuchen. Überall bot sich uns der gleiche Anblick: bewußtlose und niedergeschlagene Männer, von denen die ersten sich stöhnend wieder aufrichteten, willkürlich zertrümmerte Geräte, zerbrochene Möbelstücke. Es war ein unheimliches Gefühl, durch den Leib dieses riesigen stählernen Schiffes zu gehen und die Spuren der Verwüstung zu erblicken, die ein einzelner Mann angerichtet hatte – und daß es Haller allein gewesen war, daran bestand eigentlich kein Zweifel mehr, so unglaublich es schien, denn einen weiteren Wahnsinnigen fanden wir nicht.

Nicht zum ersten Male kam mir schmerzhaft zu Bewußtsein, wie verwundbar dieser Gigant aus Stahl und ans Wunderbare grenzender Technik doch war. Ich hatte selbst miterlebt, wie er ein mächtiges Kriegsschiff versenkt hatte – aber ich hatte ebenso miterlebt, wie ein einzelner Mann mit einem Schraubenschlüssel die NAUTILUS in ein manövrierunfähiges Wrack verwandelte. Und wären wir jetzt nicht rechtzeitig gekommen, hätte Haller nachgeholt, was Spears damals mißlungen war.

»Wo ist Nemo?« fragte ich, nachdem wir auf die Brücke zurückgekehrt waren. Die Männer begannen einer nach dem anderen wieder zu erwachen, aber van der Croft war trotzdem der einzige, der klar genug schien, mir eine einfache Antwort auf eine einfache Frage geben zu können.

»Er ist nicht an Bord«, erklärte er. »Ich führe an seiner Stelle das Kommando. Allerdings«, fügte er mit einem säuerlichen Lächeln hinzu, »nicht besonders gut, wie es aussieht.«

Ich ignorierte die unausgesprochene Bitte, ihm zu widersprechen, und lächelte nur zustimmend.

»Dann können Sie mir sicherlich auch endlich erklären, warum Sie uns an Bord geholt haben.«

Er nickte. »Das bin ich Ihnen wohl schuldig. Aber ich muß Sie noch um einen Moment Geduld bitten. Wir sind schon viel zu lange hier. Bis zum Ende des Tauchmanövers werde ich auf der Brücke gebraucht. Bitte nehmen Sie solange im Salon Platz.«

»Tauchmanöver?« Ich starrte ihn an. »Ich habe keineswegs vor...«

Howard ließ mich erst gar nicht ausreden, packte mich am Arm und zog mich mit sich, ohne meinen Protest auch nur zur Kenntnis zu nehmen.

»Nemo ist ein Freund von mir«, sagte er scharf. »Ohne ihn wäre ich nicht mehr am Leben, und du vermutlich ebenfalls.«

»Ich weiß«, sagte ich und versuchte seinen Arm abzustreifen. Howard zerrte mich unbeirrt weiter. »Aber trotzdem denke ich nicht daran, auf diesem Schiff –«

»Nemo ist in Not«, unterbrach mich Howard scharf, »und wenn ich auch nicht weiß, um was es sich handelt, muß die Lage sehr ernst sein, wenn er mich um Hilfe bittet. Für mich steht es außer Frage, daß

ich alles Menschenmögliche unternehmen werde, um ihm zu helfen. Falls du anders darüber denkst, wird van der Croft dir sicherlich Gelegenheit geben, wieder an Land zurückzukehren. Also entscheide dich.«

Ein leichtes Vibrieren durchlief den Boden, ein Stampfen und Schaukeln, an das ich mich in der nächsten Zeit wohl gewöhnen mußte, denn es würde zu einem ständigen Begleiter unserer Reise werden. Die kraftvollen Maschinen der NAUTILUS hatten ihre Arbeit aufgenommen. Fast kam es mir wie das Magenknurren eines urweltlichen Ungeheuers vor, in dessen Maul wir auch noch freiwillig getreten waren.

Habe ich schon erwähnt, daß ich Schiffe jeglicher Art hasse? Und solche, die sich perfider Weise auch noch unter der Wasseroberfläche zu bewegen pflegen, erst recht?

»Du hättest mir wenigstens sagen können, daß wir eine längere Reise unternehmen«, maulte ich, »dann hätte ich meine Koffer packen können. Du hast es doch gewußt, oder?«

»Ja, ich wußte es, aber zum Kofferpacken und ähnlichem Schnickschnack blieb uns wirklich keine Zeit mehr. Außerdem hättest du nur noch mehr neugierige Fragen gestellt. Die reale Existenz von Kapitän Nemo und der NAUTILUS ist eines der bestgehüteten Geheimnisse der Welt. Wenn seine technischen Machtmittel in die falschen Hände gerieten, wären die Folgen nicht auszudenken. Da ich nicht wußte, was uns erwartet, durfte ich dir nicht sagen, mit wem wir uns treffen würden. Außerdem«, fügte er feixend hinzu, »wärest du unter Umständen auf die Idee gekommen, deine ägyptische Wüstenrose mitzunehmen.«

»Arabisch«, widersprach ich zornig. Howard hatte nicht einmal so unrecht – ich hatte Sill nur sehr ungern in London zurückgelassen, denn obwohl sie alles andere als hilflos war, war die Millionenstadt für sie eine vollkommen fremde Welt, in der sie verloren sein mußte. Sie hätte es niemals zugegeben, aber ich wußte, daß die Stadt ihr Angst machte.

Wir hatten inzwischen den Salon erreicht. Der mit verschwenderischer Pracht ausgestattete Raum hätte einem bedeutenden Hotel als Empfangshalle zur Ehre gereicht, sah man davon ab, daß er ein wenig klein war. An Bord dieses Unterseebootes erschien er mir so deplaziert wie nur irgend möglich. Ich legte meinen nassen Mantel ab und trat an die wohlsortierte Bar.

»Ich kann jetzt einen Schluck vertragen. Du auch?« Howard lehnte dankend ab. Er hatte in einem Plüschsessel Platz genommen und sich eine seiner stinkenden Zigarren angezündet. Mit einem Whiskyglas in der Hand kehrte ich zu ihm zurück und setzte mich ebenfalls. Durch ein Bullauge sah ich, daß wir uns bereits unter Wasser befanden. Ich versuchte, den Anblick zu ignorieren.

»Eines würde mich noch brennend interessieren«, wandte ich mich an Howard. »Wie hat Nemo sich eigentlich mit dir in Verbindung gesetzt? Da die NAUTILUS gerade erst eingetroffen ist, kommt ein Bote ja wohl nicht in Frage.«

Howard seufzte und kratzte sich unbehaglich am Kopf.

»Keine Ausflüchte mehr«, warnte ich ihn vorsorglich.

»Bin ich dir vielleicht jemals eine Antwort auf eine klare Frage schuldig geblieben?« fragte er mit einem entwaffnenden Lächeln. Ich keuchte, aber Howard fuhr im gleichen, unschuldigen Tonfall fort: »Da Nemo nicht selbst an Bord ist, wir aber mit ihm Kontakt aufnehmen müssen, wirst du alles ohnehin bald erfahren. Die Schwierigkeit ist nur, dir etwas begreiflich zu machen, das ich selbst nicht richtig verstehe. Hast du schon etwas von Funk gehört?« Er fuhr fort, ohne eine Antwort abzuwarten. »Es handelt sich um eine Art von elektrischen Wellen, ein Prinzip, das Nemo entwickelt hat. Man braucht einen Sender und einen Empfänger. Mit den entsprechenden Geräten ist es möglich, sich auch über eine Entfernung von mehreren Meilen zu unterhalten.«

»Ohne Telegraphenleitungen? Unsinn!« sagte ich im Brustton der Überzeugung. Ich hatte ja schon vieles erlebt und gesehen und wußte, daß Nemo der Technik unserer Zeit um ein gehöriges Stück voraus war, aber eine solche Form der Kommunikation erschien mir doch zu unwahrscheinlich.

»Kein Unsinn, sondern die Wahrheit«, sprach Howard unbeeindruckt weiter. »Nemo hat deinem Vater vor Jahren ein entsprechendes Gerät anvertraut. Es befindet sich in deinem Haus, nur gab es bislang noch keinen dringenden Grund, dich damit vertraut zu machen – übrigens auf Nemos ausdrücklichen Wunsch hin. Er vertraut dir noch nicht völlig, und...«

»Ich kann mir vorstellen, was passierte, wenn ein solches Gerät in die falschen Hände geriete«, führte ich den Satz zu Ende. »Es würde die ganze Kriegsführung revolutionieren und so weiter.«

Van der Crofts Ankunft unterbrach unser Gespräch. Mir fiel sofort die unnatürliche Blässe des Holländers auf. Es mußte erneut etwas Unvorhergesehenes passiert sein.

Ich sollte recht behalten.

* * *

Mit dem Einbruch der Dämmerung waren die Schatten im Raum länger geworden. Wie kleine huschende Spinnentierchen krochen sie aus den Winkeln und Ecken, in die das Sonnenlicht sie verbannt hatte, und manche von ihnen schienen fast schon ein wenig zu dicht, zu stofflich, um allein Abwesenheit von Licht zu sein. Und mit jeder verstreichenden Minute ergriffen sie mehr Besitz von dem Zimmer; eine Armee aus Nacht, die die Wirklichkeit eroberte.

Kapitän Nemo merkte es nicht. Mit ausdruckslosem Gesicht starrte er in die Dämmerung hinaus, ohne seine Umgebung wirklich wahrzunehmen. Nur die Fäuste, die er so stark zusammengeballt hatte, daß sie zitterten, verrieten, daß noch Leben in ihm war. Erst nach einigen Minuten völliger Regungslosigkeit entkrampfte sich sein Körper. Mit einer sorgsamen Bewegung steckte er den Shoggotenstern, den er bislang in der Hand gehalten hatte, in die Tasche.

Die Anfälle kamen in immer kürzeren Abständen, und mit jedem Mal wurden sie schlimmer.

Der Zeitpunkt war abzusehen, wann auch er der Verlockung erliegen würde. Von buddhistischen Mönchen hatte er die Kunst des Zen erlernt, und nur diese völlige Beherrschung von Körper und Geist hatte ihn bislang davor bewahrt, das Schicksal seiner Mitarbeiter zu teilen.

Die Meditation und der Shoggotenstern, der ihn vor dem Ansturm der hypnotischen Magie zumindest teilweise abschirmte.

Aber wenn das Locken sich in gleichem Maße weiter verstärkte, würde ihm auch dies bald nichts mehr helfen, zumal er durch den wenigen Schlaf der letzten Zeit geschwächt war. Sein Körper schrie nach einigen Stunden Ruhe, aber Nemo wußte, daß ein Einschlafen gleichbedeutend mit dem Tod war. Im Schlaf war er dem unheilvollen Einfluß hilflos ausgeliefert.

Zum tausendsten Male verfluchte er seinen Entschluß, die Erde dieses

verfluchten Eilandes aufreißen zu lassen. Seinen Mitarbeitern hatte er erzählt, Erz fördern zu wollen, aber in Wirklichkeit war es um etwas ganz anderes gegangen. Es gab Shoggotensterne auf der Insel, er selbst hatte sieben Stück entdeckt und daraufhin den Stützpunkt hier angelegt. Niemand wußte, woher die seltsamen, fünfzackigen Steine stammten, aber er wußte zumindest um ihre Wirkung. Sechs der gefundenen Steine hatte er Howard Lovecraft vor langer Zeit gegeben. Nun hatte er in der Tiefe der Erde nach weiteren Exemplaren suchen wollen, blind für die Gefahren, die damit verbunden waren.

Die Sonne war inzwischen fast völlig hinter den Bergen versunken, die die Insel als ein natürlicher Schutzwall umgaben und bislang vor jeder Entdeckung geschützt hatten. Durch das offene Fenster krochen die Dunkelheit und Kälte der Dezembernacht ins Zimmer und ließen ihn frösteln. Trotzdem wagte er nicht, das Fenster zu schließen. Die Kälte hielt ihn wenigstens wach.

Müde wandte Nemo sich um und trat an seinen Schreibtisch, wo er mit klammen Fingern eine Kerze entzündete. Das elektrische Licht funktionierte nicht mehr; natürlich nicht, denn er war allein. Nach dem Verschwinden seiner letzten Mitarbeiter gab es niemanden mehr, der die Energiezentrale kontrollierte, und die Stromversorgung war zusammengebrochen.

Das Kerzenlicht drängte die Schatten der Nacht zurück. Wenn es auch nicht in der Lage war, den großen Raum völlig zu erleuchten, so schuf es doch eine Oase anheimelnder Helligkeit. Die Kerzenflamme erschien Nemo wie ein Symbol für seine eigene Situation. Eine Weile mochte das Licht siegreich bleiben, doch hinter dem Lichtkreis lauerte die Finsternis wie eine massive Mauer. Irgendwann würde die Kerze abgebrannt sein und ihren hoffnungslosen Kampf verlieren – genau wie er.

Soweit würde er es nicht kommen lassen.

Nemo rang sich zu einem Entschluß durch, den er schon viel früher hätte fassen müssen. Er zweifelte nicht daran, daß Howard und Robert ihm zu helfen versuchen würden, aber ebenso sicher war auch, daß die NAUTILUS im günstigsten Fall noch zwei, drei Tage brauchen würde, um die Insel zu erreichen.

Wenn sie überhaupt kam. Die letzten Nachrichten, die er vor mehr als zwei Tagen erhalten hatte, bevor die Verbindung plötzlich abgerissen war, hatten wenig ermutigend geklungen. Der Einfluß des mentalen Lockens machte sich selbst auf dem weit entfernten Unterseeboot noch

bemerkbar. Es würde sich verstärken, je näher die NAUTILUS kam, und es war fraglich, ob Howard und sein Hexerfreund dagegen ankamen. Hier, an Ort und Stelle, konnten sie vielleicht etwas ausrichten, aber kaum an Bord des Schiffes.

In jedem Fall würde ihre Hilfe für ihn zu spät kommen.

Mit schleppenden Schritten verließ Nemo das Zimmer. Er wandte sich nach links, zum Hafen hin, blieb dann aber plötzlich wieder stehen und starrte eine Weile ins Leere. Vielleicht hatte es keinen Sinn mehr, Widerstand zu leisten. Vielleicht…

Lange, sehr lange überlegte Nemo, dann wandte er sich in die entgegengesetzte Richtung, griff nach einer Lampe und machte sich auf den Weg zum Stollen. Er gab nicht auf; es war kein Kapitulieren vor jener unbekannten Macht, die ihre Klauen nach Vulkano ausgestreckt hatte, aber er würde diesen Weg früher oder später ohnehin gehen müssen, und wenn ihm schon keine andere Wahl blieb, würde er es zumindest bei vollem Bewußtsein tun. So blieb ihm wenigstens noch die Hoffnung, sich zur Wehr setzen zu können. Wenn er auch nicht wußte, wie.

Oder wogegen.

Einige Minuten lang betrachtete er das Tor. Ein paarmal glaubte er, vage schemenhafte Bewegungen dahinter wahrzunehmen, aber sie waren zu unbestimmt, um genaueres zu erkennen.

Nemo nahm den Shoggotenstern aus der Tasche. Entschlossen trat er durch die Wand aus wabernder Schwärze.

* * *

Mit einem Ächzen ließ van der Croft sich in einen Sessel fallen. Er umklammerte die Lehnen so fest, daß die Knöchel seiner Finger weiß hervortraten, und das Holz zu knirschen begann. Instinktiv glitt meine Hand zum Griff des Stockdegens. Mein Bedarf an Überraschungen war für diesen Tag eigentlich schon mehr als gedeckt.

»Was ist passiert?« fragte Howard. Es gelang ihm nicht, das leichte Zittern in seiner Stimme völlig zu unterdrücken. »Ein neuer Fall von Wahnsinn?«

»Nein.« Van der Croft schüttelte den Kopf. »Mit den Männern ist alles

in Ordnung. Aber wir haben keine Verbindung zu Kapitän Nemo mehr. Haller hat das Funkgerät zerstört.«

Ich starrte ihn entgeistert an. Funkgerät? Im Stillen hatte ich die ganze Zeit über gewußt, daß Howard die Wahrheit gesagt hatte, aber ich hatte mich beinahe krampfhaft bemüht, an eine Übertreibung zu glauben. Mir schwindelte bei der Vorstellung eines Gerätes, das die menschliche Sprache in Form elektrischer Wellen ausstrahlte.

Auch jetzt behielt Howard die Ruhe, wenngleich ich erkannte, daß es unter seiner Maske der Gelassenheit brodelte. »Wenn wir Ihnen in irgendeiner Form helfen sollen, dann müssen Sie uns endlich erzählen, was eigentlich vorgefallen ist«, forderte er. »Nemo blieb keine Zeit, uns Einzelheiten mitzuteilen.«

Van der Croft nickte gezwungen. Sein Blick wich dem Howards aus.

»Es ist wohl überflüssig, Sie zu bitten, über alles strengstes Stillschweigen zu bewahren. Nicht einmal meine Mannschaft weiß, was auf dem Stützpunkt vorgefallen ist«, sagte er.

Howard nickte ungeduldig und forderte ihn mit einer Handbewegung auf, weiterzureden. Van der Croft berichtete von der Entdeckung der verborgenen Stollen unter Nemos Stützpunkt, von der eigenartigen Barriere und dem Locken, das die Männer mit geradezu magischer Kraft dort hinzog.

»Wir befinden uns hundert Meilen von Vulkano entfernt. Es ist beinahe unmöglich, daß irgendeine Art der Beeinflussung über eine solche Distanz reichen kann«, schloß er. »Aber es ist die einzige Erklärung. Die Symptome sind in beiden Fällen fast dieselben. Es... es kann kein Zufall sein. Die Männer scheinen völlig den Verstand zu verlieren und entwickeln geradezu übernatürliche Kräfte. Da sie von hier aus keine Möglichkeit haben, schnell die Barriere zu erreichen, äußert sich der Wahnsinn in Haß und blinder Zerstörungswut.«

Howard und ich hatten seinem Bericht schweigend gelauscht. Langsam begann ich zu begreifen, warum Nemo bei all seiner Macht ausgerechnet uns um Hilfe gebeten hatte. Die Beeinflussung konnte keine natürlichen Ursachen haben.

»Hat einer der Männer auf der NAUTILUS diese seltsame Barriere persönlich gesehen?« hakte ich nach.

Van der Croft verneinte. »Wir befanden uns bereits alle an Bord, da wir eigentlich zu einem anderen Ziel auslaufen sollten. Der Zeitpunkt,

als die Barriere entdeckt wurde, müßte mit unserem Auslaufen zeitlich in etwa zusammenfallen. Erst zwei Tage später erhielten wir Nemos Befehl, Kurs auf Brighton zu nehmen.«

Eine posthypnotische Beeinflussung schied also aus. Auch zu dieser Form von Hypnose war es notwendig, mit dem Opfer zumindest kurzfristig persönlichen Kontakt zu haben. Und damit war ich mit meinem Latein ziemlich am Ende. Ich warf einen Blick zu Howard, der mit verschränkten Armen in seinem Sessel saß und zur Decke hinaufstarrte.

»Wie viele Menschen sind bislang verschwunden?« wollte er wissen.

»Bei meinem letzten Gespräch mit Nemo waren es neununddreißig. Das Phänomen trat in immer kürzeren Abständen auf, so daß es inzwischen bestimmt mehr geworden sind.«

»Und wie viele Menschen halten sich auf dem Stützpunkt insgesamt auf?«

Van der Croft überlegte kurz. »Wenn ich die Besatzung der NAUTILUS abziehe, sind es achtundneunzig.«

Achtundneunzig... Das bedeutete, daß Nemo bereits fast die Hälfte seiner Männer eingebüßt hatte. Ein völlig widersinniges Gefühl der Enttäuschung breitete sich in mir aus. Ich hatte mir Nemos geheimes Reich größer vorgestellt. Es war nicht ausgeblieben, daß Gerüchte über ihn an die Öffentlichkeit gelangt waren, und Jules Verne hatte diese Gerüchte sogar in Buchform gesammelt und Abenteuerromane daraus gemacht. Auch wenn ich mir bewußt war, daß das allermeiste davon nur pure Erfindung war, hatte ich mir andere Vorstellungen von Nemos Stützpunkt gemacht. Irgendwo hatte ich sogar etwas von einer gigantischen Unterwasserstadt aufgeschnappt, in der Tausende von Menschen leben sollten.

»Wo liegt der Stützpunkt?« fragte ich.

»Irgendwo im Mittelmeer«, antwortete van der Croft ausweichend. »Es handelt sich um eine kleine Insel, die auf keiner Landkarte verzeichnet ist. Genauere Angaben darf ich Ihnen nicht machen.«

»Handelt es sich um den einzigen Stützpunkt?« hakte ich ohne große Hoffnung auf Antwort nach.

»Nein«, erwiderte der Holländer mit überraschender Offenheit. »Aber einer der wichtigsten.«

Ich spürte, wie unangenehm ihm das Thema war, und erkannte, daß ich keine weiteren Informationen mehr bekommen würde. Für den Augenblick war es auch unwichtig. Ich ließ mir alles, was ich erfahren hatte, noch einmal durch den Kopf gehen. Immer noch erschien mir unbegreiflich, was für eine Kraft noch aus dieser Entfernung auf die Besatzung der NAUTILUS einwirken und die Männer zu Berserkern machen konnte. Dieser Haller hatte keinen besonders kräftigen Eindruck gemacht, und doch war es ihm gelungen, die ganze restliche Besatzung zu überwältigen. Trotz seiner Kraft aber hatte ich ihn mit einem verhältnismäßig leichten Schlag ins Reich der Träume schicken können.

Als ich die Lösung zu diesem Rätsel fand, hätte ich mir vor Ärger, daß ich nicht früher darauf gekommen war, selbst in den Hintern treten können. Ich hatte Haller nicht einfach nur niedergeschlagen, sondern den Knauf meines Stockdegens dazu benutzt, in den der Shoggotenstern eingearbeitet war. Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, daß hier magische Kräfte am Werk waren, dann war es diese Erkenntnis.

»Ich möchte nur wissen, wohin das Tor führt«, sagte Howard leise.

Entgeistert starrte ich ihn an. Tor? Wieso Tor?

Van der Croft hatte den Begriff nicht verwendet, natürlich nicht, aber seine Umschreibung der geheimnisvollen Barriere ließ keinen Zweifel zu, daß es sich dabei um ein Tor handelte; einen Teil des uralten Transportsystems, das die GROSSEN ALTEN vor undenkbar langer Zeit auf der Erde errichtet hatten.

Die Erkenntnis ließ mich schwindeln. Ich hatte plötzlich das Gefühl, den Boden unter den Füßen zu verlieren.

Ein Tor, das unkontrolliert geöffnet worden war!

Auch auf die Gefahr hin, pathetisch zu werden – aber es mochte durchaus sein, daß es geradewegs in die Hölle hinabführte…

* * *

Wir waren seit drei Tagen unterwegs, ohne daß ich bislang viel von der Fahrt mitbekommen hatte. Zumindest nicht bewußt. Mein Körper nahm das beständige Schaukeln und Stampfen sehr wohl wahr, und er reagierte darauf in der gleichen Art wie immer, wenn ich mich auf

einem Schiff befand; gleichgültig, ob an Bord eines Seglers oder der NAUTILUS, die sich gut zehn Faden unterhalb der Wasseroberfläche dahinbewegte: mit Übelkeit.

Ich war seekrank, und diesmal war es schlimmer als jemals zuvor.

Die Stunden verstrichen wie ein niemals endender Alptraum. Wie schon ein gutes dutzend Male zuvor in den letzten Jahren schwor ich mir, niemals wieder einen Fuß auf ein Schiff zu setzen. Stöhnend wälzte ich mich von einer Seite der Chaiselongue in meiner Unterkunft zur anderen und versuchte gegen die Übelkeit anzukämpfen.

Ein paarmal waren Männer der Besatzung gekommen und hatten mir etwas zu Essen gebracht. Obwohl die Speisen köstlich zubereitet waren, ließ ich den größten Teil davon unberührt stehen. Schon der bloße Gedanke an Essen ließ meinen Magen erneut ein Stückweit die Speiseröhre hochklettern, und ich schmeckte bittere Galle im Mund.

Dreimal nur war ich aufgestanden und hatte mich trotz des Wütens in meinen Eingeweiden auf die Brücke begeben.

Das Funkgerät hatte bislang nicht repariert werden können. Dafür kamen wir gut voran und hatten die iberische Halbinsel bereits zur Hälfte umrundet. Ich ahnte, daß van der Croft die Maschinen der NAUTILUS die ganze Zeit über mit höchster Kraft laufen ließ. Bei günstiger Strömung erreichte das Schiff so eine Höchstgeschwindigkeit von annähernd sechsundzwanzig Knoten, eine geradezu unvorstellbare Geschwindigkeit.

Fünfmal war es während der Reise bislang zu Fällen von Wahnsinn gekommen, die sich jedesmal schlimmer äußerten. Trotzdem war es immer gelungen, der Lage wieder Herr zu werden. Wie ich vermutete, war Howard, der meinen Stockdegen an sich genommen hatte, daran nicht ganz unbeteiligt. Der Shoggotenstern brachte die Wahnsinnigen wieder zur Besinnung, und ich hoffte, daß sich dies nicht ändern würde, wenn wir uns Nemos Stützpunkt und damit dem Tor weiter näherten.

Ich selbst hatte von diesen Zwischenfällen allerdings weniger mitbekommen. Ich war voll und ganz damit beschäftigt, zu leiden. Aber ich hatte das Gefühl, daß mir allenfalls eine Gnadenfrist blieb.

Meine Befürchtungen bewahrheiteten sich bereits am nächsten Tag. Meine Übelkeit hatte sich ein wenig gelegt, und ich fühlte mich kräftig genug, wieder für eine Weile aufzustehen. Unbehelligt erreichte ich

das Schott, das diesen Teil des Schiffes vom Rest abtrennte. Anders als die Male zuvor, ließ es sich diesmal jedoch nicht öffnen.

Jemand trat von hinten zu mir und legte mir seine Hand auf die Schulter. Es war Howard.

»Sinnlos«, sagte er. »Das Schott ist von außen blockiert. Die Besessenen müssen die Oberhand gewonnen haben. Es geschah, während ich geschlafen habe.« Er reichte mir den Stockdegen. »Hier, das nutzt jetzt auch nichts mehr.«

Ich starrte ihn an, blinzelte, blickte auf den Stockdegen herab und versuchte aufzuwachen. Ich war mir nicht ganz sicher, daß ich seine Worte verstanden hatte.

»Du... du willst sagen...«

»Daß wir Gefangene sind, ja!« bestätigte Howard.

Ich keuchte. Eine eisige Hand schien meinen Rücken entlang zu fahren. »Du willst mir erzählen, daß wir in diesem schwimmenden Sarg eingesperrt und auf Gnade und Ungnade einer Bande von Bekloppten ausgeliefert sind?!«

Howard lächelte; eine Reaktion, für die ich ihm in diesem Moment glatt die Zähne hätte einschlagen können. »Ich hätte es etwas anders ausgedrückt«, sagte er, »aber... ja.« Und damit zündete er sich eine Zigarre an und blies mir eine Rauchwolke ins Gesicht. Ich war selbst zum Husten zu erschrocken.

»Wir müssen das Schott aufbrechen«, stieß ich hervor. »Sobald wir hier heraus sind...«

»Es würde auch nichts ändern«, unterbrach mich Howard. »Im Grunde macht es keinen Unterschied, ob van der Croft das Schiff mit freiem oder beeinflußtem Willen steuert. Sein Ziel bleibt das Gleiche.«

»Aber die Männer sind nicht zurechnungsfähig«, keuchte ich. »Wie sollen sie da die NAUTILUS lenken können? Sie werden das Schiff in einen schwimmenden Sarg verwandeln.«

»Das werden sie nicht«, widersprach Howard. »Ich habe die letzten Stunden fast ununterbrochen am Bullauge in meiner Kabine verbracht und mich auf die Bewegungen des Schiffes konzentriert. Van der Croft mag seinen freien Willen verloren haben, aber diesmal äußert die Beeinflussung sich anders als zuvor. Wahrscheinlich liegt es daran,

daß wir ihrem Ursprung näher gekommen sind. Jedenfalls hat van der Croft nicht den Verstand verloren. Das zeigt schon das überlegte Vorgehen, uns hier einzusperren, anstatt alles zu Klump zu schlagen.« Er schnippte seine Zigarrenasche auf meine Schuhspitze. »Die NAUTILUS wird genauso souverän wie zuvor gesteuert. Wahrscheinlich ist in den Männern nun auch die Sucht ausgebrochen, so schnell wie möglich das Tor zu erreichen, und das ist schließlich auch unser Ziel. Also warten wir ab, statt unsere Kraft schon jetzt in sinnlosen Kämpfen zu verschwenden. Wir haben genügend Lebensmittel hier, um nicht zu verhungern.«

Ich überlegte eine Weile und sah schließlich ein, daß Howard wie immer – oder zumindest meistens – recht hatte. Die Übelkeit, die sich plötzlich wieder mit aller Kraft bemerkbar machte, verhinderte für eine Weile ohnehin jeden Gedanken an einen gewaltsamen Ausbruch. Wenn ich auch nicht mehr ganz sicher war, daß sie ihre Ursache allein im Seegang hatte.

Drei weitere Tage später erreichten wir unser Ziel, ohne daß es zu einem weiteren Zwischenfall gekommen war.

* * *

Um ihn herum war Dunkelheit; eine tiefe, lastende Schwärze, wie es sie nicht einmal in der finstersten Nacht gab. Der Karbidscheinwerfer brannte noch, doch sein Lichtschein vermochte die Dunkelheit nicht zu durchdringen.

Zögernd trat Nemo einige Schritte vor. Unter seinen Füßen befand sich harter, völlig ebener Boden, der aus einem Material bestand, das das Licht zur Gänze in sich aufsog und es verschluckte, so daß es nicht einmal den leichtesten Spiegelreflex gab.

Probeweise streckte er die Arme aus. Auf der rechten Seite traf seine Hand auf eine Wand, die Linke tastete ins Leere.

Etwas berührte ihn an der Schulter, ganz leicht und tastend, kaum wahrnehmbar.

Nemo fuhr herum. Er sah nichts. Auch jetzt erzeugte der Lichtschein der Laterne keinen Widerschein. Aber er spürte, daß irgend etwas da war. Er war nicht mehr allein. Die Dunkelheit war nicht leer. Sie war ein Versteck. Das Versteck für etwas Entsetzliches.

Blindlings schlug er um sich, ohne ein Hindernis zu treffen, taumelte einen Schritt zurück und zwang sich mit aller Gewalt zur Ruhe. Vielleicht hatten seine überreizten Nerven ihm nur einen Streich gespielt.

Einige Sekunden lang horchte er mit angehaltenem Atem in die Dunkelheit. Doch die Stille war ebenso allumfassend wie die Finsternis, wenn er vom wilden Pochen seines eigenen Herzens absah, das ihm übernatürlich laut erschien. Wieder trat er einige Schritte vor und streckte tastend die Hände aus, um nicht gegen irgendein Hindernis zu prallen. Nur am Rande nahm er wahr, daß nicht einmal seine Stiefel ein Geräusch auf dem Boden verursachten.

Er mußte eine Kante umrundet haben, denn mit einem Mal war ein schwacher Lichtschein weit vor ihm. Und gegen den helleren Hintergrund nahm er plötzlich auch die schattenhafte Bewegung wahr.

Es war wirklich nicht mehr als ein Schatten, etwas Dünnes, kaum Armstarkes, das von der Decke herabhing und sich geschmeidig wie ein Tentakel auf ihn zu bewegte, aber dicht vor ihm wieder zurückwich.

Nemo hob die Lampe und richtete ihren Schein nach oben. Diesmal wurde das Licht nicht mehr völlig verschluckt. Eine kleine, nur handtellergroße Fläche normalen Felsgesteins schimmerte an der Stelle in der Decke, von der der lichtschluckende Tentakel herabhing.

Im gleichen Augenblick begriff Nemo. Die ganze restliche Fläche mußte bedeckt sein von... von...

Mit einem verzweifelten Aufschrei ließ er die Lampe fallen und warf sich nach vorne. Von panischer Angst getrieben rannte er los.

Er kam keine drei Schritte weit, als die Finsternis um ihn herum zu schrecklichem, protoplasmischem Leben erwachte. Dutzende von Tentakeln griffen nach ihm. Der Boden unter seinen Füßen wellte sich und bildete ebenfalls Pseudopodien aus, die seine Füße packten. Er verlor das Gleichgewicht und stürzte. Der Boden unter ihm war nicht länger hart, sondern von zäher Nachgiebigkeit. Als er seinen Sturz mit den Armen abzufangen versuchte, versanken seine Hände bis zum Gelenk in der widerlichen Masse. Immer noch vollzog sich alles völlig unsichtbar.

Mit einem erneuten Schreckensschrei versuchte Nemo, sich wieder aufzurichten, doch er kam nicht mehr hoch. Mehr und mehr Tentakel

schlängelten sich über seinen Körper und hielten ihn niedergepreßt.

Mit der Hand, die den Shoggotenstern gepackt hielt, schlug er um sich. Wo der Stein die Masse berührte, wich sie wie zuckende Flammenleiber zurück, doch es reichte nicht aus, ihn zu befreien. Ein schmetternder Schlag traf seinen Arm und prellte ihm den fünfzackigen Stern aus der Hand.

Dann brachen Decke und Wände über ihm zusammen; genauer gesagt die protoplasmische Substanz, die sich wie ein dünner Film ringsum über den Fels des Stollens ausgebreitet hatte.

Nemos gellender Schrei verhallte ungehört, bis er schließlich abrupt abbrach...

* * *

Drei Tage Gefangenschaft sind eine lange Zeit; vor allem, wenn man sie mit nichts anderem als Nichtstun, Nachdenken und Sich-übel-zu-fühlen verbringt.

Jetzt mußten wir den geheimen Stützpunkt Kapitän Nemos erreicht haben, anders konnte ich mir das plötzlich langsamer gewordene Stampfen der Maschinen nicht erklären. Mit einem Satz war ich bei Howard, der schon seit Minuten vor dem Bullauge in meiner Kabine stand, und versuchte, über seine Schultern zu schielen. Viel gab es allerdings nicht zu sehen. Undurchdringliche Dunkelheit wogte hinter dem zollstarken Panzerglas. Ich konnte nicht das mindeste erkennen. Dafür hörte ich, wie die Maschinen der NAUTILUS immer leiser wurden und schließlich ganz verstummten.

»Wir sind bereits in ein Dock eingelaufen«, erklärte Howard. »Eigentlich müßten sie das Wasser längst aus der Schleuse abgepumpt haben.«

»Wenn es hier überhaupt noch jemanden gibt, der das tun kann«, murmelte ich. »Es ist wohl langsam an der Zeit, von hier zu verduften.«

Diesmal widersprach Howard nicht. Wir hatten die drei Tage nicht vollends ungenutzt verstreichen lassen, sondern ungefähr neuntausend verschiedene Fluchtpläne entwickelt, von denen achttausendneunhundertneunundneunzig alle den gleichen kleinen Fehler hatten – sie waren undurchführbar. Der einzig übriggebliebene

war der helle Wahnsinn, aber gerade deshalb mochte er funktionieren.

In unseren Kabinen gab es wertvolle Holzmöbel, aber auf dem Gang lagen auch die Unterkünfte für die einfachen Mannschaftsmitglieder. Dort bestanden die Betten aus Stahlgerüsten. In stundenlanger Arbeit, die mich mehrere Fingernägel gekostet hatte, war es uns gelungen, eines der Bettgestänge auseinanderzuschrauben. Es hatte weitere Stunden gedauert, ein Ende des Rohres ohne Werkzeug flachzuhämmern, aber dafür besaßen wir nun auch eine handliche Brechstange.

»Also los«, befahl Howard. Ich nahm unsere Stange zur Hand, ging zum Schott und trieb sie mit Hilfe eines anderen, kürzeren Bettpfostens in den schmalen Spalt zwischen Schott und Wand. Überflüssig zu erwähnen, daß ich bereits mit dem dritten Schlag meine Finger traf und einen Veitstanz auf dem Gang aufführte.

Schließlich gelang es mir, die Stange gut einen Fingerbreit tief in den Spalt zu rammen. Mit aller Kraft stemmten wir uns gemeinsam gegen den Hebel. Ich bedauerte, daß wir Rowlf nicht bei uns hatten. Für seine Bärenkräfte wäre es ein leichtes gewesen, den Ausgang aufzusprengen, aber bei unserem überhasteten Aufbruch aus London hatte er gerade Besorgungen erledigt, und uns war keine Zeit geblieben, auf seine Rückkehr zu warten.

Wir schafften es auch so. Ein paarmal rutschte die Stange ab, weil sie nicht genügend Halt fand, dann glitt das Schott knirschend ein Stück zur Seite.

»Noch einmal«, keuchte ich und setzte die Brechstange neu an. Diesmal stemmten wir das Schott weit genug auf, daß wir uns durch die Öffnung zwängen konnten.

Schweratmend verschnauften wir einige Sekunden lang.

Im Schiff war es totenstill. Man hatte unseren Ausbruch nicht bemerkt – oder kümmerte sich zumindest nicht darum – und so machten wir uns auf den Weg.

Die NAUTILUS schien ausgestorben zu sein. Jetzt, nachdem das Grollen der Maschinen verstummt war, das unsere Reise sechs Tage lang begleitet hatte, bis ich es bewußt gar nicht mehr wahrgenommen hatte, schienen unsere Schritte unheimliche, hallende Echos auf dem metallenen Boden zu verursachen; Echos, die überall im Schiff deutlich zu hören sein mußten, wie ich mir einbildete. Trotzdem erfolgte keinerlei Reaktion, obwohl wir bei unserem Ausbruch alles

andere als leise gewesen waren. Erst, als wir auf dem untersten Deck des Unterseebootes angelangt waren und uns der Tauchkammer näherten, hörte ich Stimmen.

Hastig blieb ich stehen, gebot Howard mit einer Handbewegung, zurückzubleiben, und schlich auf Zehenspitzen weiter.

Sämtliche Männer waren in der Tauchkammer versammelt, und als wäre das allein noch nicht ausreichend, uns jede Chance auf eine Flucht zu vermasseln, wandte van der Croft mir das Gesicht zu, als ich vorsichtig durch die Tür lugte. Ich fuhr zusammen und hätte um ein Haar erschrocken aufgeschrien. Van der Croft mußte mich einfach gesehen haben.

Aber er reagierte nicht. Seine Augen waren weit geöffnet und ein wenig glasig, und ihr Blick schien geradewegs durch mich hindurchzugehen.

Hastig wich ich zurück, gestikulierte Howard, sich bereitzumachen und sprang mit einem entschlossenen Satz in die Tauchkammer hinein. Van der Croft schien wie aus einem tiefen Schlaf zu erwachen und hob mühsam die Hände – viel zu langsam, meinem Hieb auszuweichen, der ihn vor die Brust traf und gegen die stählerne Wand der Kabine schleuderte. Ich fuhr herum, tauchte unter dem ungeschickten Faustschlag eines Matrosen hindurch und versetzte dem Burschen einen Stoß, der ihn neben van der Croft auf den Boden beförderte. Dann hob ich meinen Stockdegen und schlug zu, nicht heftig genug, einen der Männer wirklich zu verletzen, aber auf die magische Wirkung des Shoggotensternes in seinem Knauf vertrauend.

Den Mann, der hinter der Tür gestanden hatte, hatte ich nicht einmal gesehen.

Aber er mich.

Eine halbe Sekunde später lag ich am Boden, rang keuchend nach Atem und versuchte die Sterne wegzublinzeln, die vor meinen Augen tanzten. Schatten bewegten sich über mir; ich hörte dumpfe Schläge, dann einen keuchenden, halberstickten Schrei und den dumpfen Aufprall eines Körpers.

Als sich der Sternendschungel vor meinen Augen wieder lichtete, waren auch die letzten Männer durch die Bodenschleuse verschwunden, zusammen mit van der Croft und dem anderen Matrosen, den ich niedergeschlagen hatte. Sonderbarerweise hatten sie darauf verzichtet, mich vollends kampfunfähig zu machen oder gar

umzubringen; ebenso wie Howard, der sich stöhnend neben mir auf Hände und Knie hochkämpfte, die Hand gegen die Schläfe preßte und dann vorwurfsvoll auf die zerknautschte Zigarre herabblickte, die aus seinem Mundwinkel hing.

Mit Howards Hilfe richtete ich mich vorsichtig auf. Der stechende Schmerz in meiner Brust raubte mir schier den Atem, und ich mußte mit aller Kraft gegen ein starkes Schwindelgefühl ankämpfen. Außerdem kam ich mir reichlich blöd vor.

»Narr«, sagte Howard schlicht und schüttelte tadelnd den Kopf. »Du weißt doch, daß sie übermenschliche Kräfte haben, oder?«

»Haller –«, begann ich verlegen, wurde aber sofort wieder von Howard unterbrochen:

»Haller, mein lieber Junge, hast du mit dem Shoggotenstern überraschen können, aber mittlerweile weiß jeder davon. Du kannst von Glück sagen, daß du noch lebst. Und ich auch«, fügte er etwas leiser hinzu.

»Wir müssen etwas tun, Howard«, murmelte ich, versuchte aufzustehen und wäre um ein Haar wieder auf der Nase gelandet. »Wir müssen sie aufhalten, bevor sie das Tor erreichen.«

»Sicher«, antwortete Howard spitz. »Warum versuchst du nicht gleich, die NAUTILUS hinter ihnen herzutragen? Vielleicht kannst du das Tor damit verstopfen!« Er spie endlich die zerfledderte Zigarre aus und zündete sich mit zitternden Fingern eine neue an. »Nein«, sagte er bestimmt, während sein Gesicht hinter blaugrauen Dampfwolken verschwand, »erst müssen wir mit Nemo sprechen. Vielleicht hat er inzwischen etwas herausgefunden.«

»Sofern er überhaupt noch hier ist«, schränkte ich ein. Howard verzichtete auf eine Antwort.

Zögernd trat ich an den kreisrunden Ausschnitt in der Mitte der Tauchkammer heran und beugte mich vor. Der Anblick des Wassers war abschreckend. Van der Croft und die anderen waren vor unseren Augen dort hinabgestiegen, und ob wahnsinnig oder nicht, sie waren sicher keine Selbstmörder – aber sie waren an derlei Kunststücke gewohnt. Die Gefahr, in dem Dock zu ertrinken, wenn wir die Schleuse zum Stützpunkt nicht schnell genug erreichten, war nicht von der Hand zu weisen.

Ich schaute mich nach den Tauchanzügen um, die beim letzten Mal

noch an der Wand gehangen hatten. Jetzt waren die Haken leer. Wahrscheinlich hatten die ersten Männer, die hinausgestiegen waren, sie angelegt, und es gab längst nicht genügend Anzüge für alle Besatzungsmitglieder, von Gästen wie uns ganz zu schweigen.

Alles, was ich entdeckte, war ein übriggebliebener wasserdichter Handscheinwerfer, den ich an mich nahm. Da van der Croft und seine Begleiter, die ich gesehen hatte, es auch ohne Schutz gewagt hatten, mußte es zu schaffen sein. Außerdem blieb uns keine Wahl. Die Alternative war, an Bord der NAUTILUS zu bleiben und zu verhungern.

Wir streiften unsere Gehröcke ab. Da auch der Stockdegen mich beim Schwimmen nur behindert hätte, verstaute ich ihn in meinem Gürtel. Wir atmeten ein paarmal tief durch – das hieß, ich atmete, während sich Howard die Lunge noch einmal voller Zigarrenrauch sog und sein Qualmstäbchen dann mit einer fast liebevollen Bewegung zu Boden legte. »Los!« befahl er.

Gleichzeitig sprangen wir ins Wasser. Es war eiskalt, doch ich ignorierte die Kälte. Von nun an war jede Sekunde kostbar.

Wie Steine sanken wir in die Tiefe. Der gigantische stählerne Leib der NAUTILUS blieb über uns zurück, und eine erstickende Schwärze umgab uns.

Ich machte ein paar ungeschickte Schwimmbewegungen, hob den Scheinwerfer und ließ den Strahl suchend kreisen.

Einen Ausgang aus dem überfluteten Dock entdeckte ich nicht. Mit aller Kraft stieß ich mich ab und begann zu schwimmen.

Es dauerte nur Sekunden, bis wir eine Wand erreicht hatten. Mit kräftigen Zügen schwammen wir an ihr entlang. Mein Luftvorrat wurde knapp; gleichzeitig begann sich die Kälte des Wassers immer unangenehmer bemerkbar zu machen.

Howard berührte mich an der Schulter und deutete nach vorne, und als ich in die gleiche Richtung blickte, gewahrte ich ein Handrad. Wie hielten darauf zu. Das Wasser bot uns keinen festen Halt, so daß weitere wertvolle Sekunden vergingen, ehe ich es drehen konnte. In quälender Langsamkeit glitt das Schott auf.

Der Druck auf meine Brust wurde unerträglich. Meine Lunge schien zu platzen. Vor meinen Augen begannen sich rote Kreise zu drehen. Jede Faser meines Körpers schrie nach Luft, als das Schott endlich weit

genug aufgeglitten war. Ich zwängte mich hindurch. Howard folgte mir sofort. Bei seiner pechschwarzen Raucherlunge grenzte es an ein Wunder, daß er die Strapaze überhaupt aushielt.

Mit letzter Kraft, dicht am Rande der Bewußtlosigkeit, schoß ich hoch. Mein Kopf durchbrach die Wasseroberfläche. Gierig sog ich die frische Luft in meine gepeinigten Lungen. Dicht neben mir tauchte Howard auf und schnappte ebenfalls nach Luft.

Es dauerte fast eine Minute, bis wir uns so weit erholt hatten, daß wir aus dem Wasser klettern konnten. Nebeneinander sanken wir auf dem feuchten Stein zu Boden, rangen keuchend nach Atem und beglückwünschten uns gegenseitig, noch am Leben zu sein.

Nach einer Weile gingen wir weiter. Dunkelheit umgab uns, dazu eine Stille, die mich unangenehm an das tödliche Schweigen erinnerte, das uns auf der NAUTILUS begrüßt hatte. Von van der Croft und seinen Männern war so wenig zu entdecken wie von der Besatzung Vulkanos.

Wir erreichten einen breiten Gang. Fahles Sonnenlicht fiel durch mehrere Fenster in der Decke herein, und nach wenigen weiteren Schritten traten wir ins Freie hinaus.

Über uns spannte sich ein wolkenloser Mittelmeerhimmel. Obwohl es auch hier winterlich kalt war, lagen die Temperaturen ungleich höher als in England, und die Sonne wärmte sogar ein wenig. Trotzdem fror ich in der nassen Kleidung wie der sprichwörtliche Schneider.

Vor uns lag Vulkano, die sagenumwobene Insel Kapitän Nemos, und ich wußte nicht genau, was ich erwartet hatte – aber auf jeden Fall nicht das.

Der Anblick war beinahe zu normal.

Nemos Männer wohnten in kleinen Häusern, die ein regelrechtes Dorf bildeten, nicht sehr weit von unserem Standort entfernt. Und es war so leer wie das Schiff, auf dem wir hergekommen waren. Nirgendwo entdeckten wir einen Menschen.

Im erstbesten Haus zogen wir uns um. Ich hatte mich in den letzten Jahren erst an feine Kleidung gewöhnt, deshalb fiel mir der Wechsel nicht schwer, aber Howard wirkte in Leinenhose, kariertem Hemd und einer schmuddeligen Jacke schlichtweg lächerlich, zumal er sich bemühte, auch jetzt noch seinen aristokratischen, stolzen Gesichtsausdruck beizubehalten, und ihm die Kleidungsstücke um einige Nummern zu groß waren.

»Hör schon auf, so dämlich zu grinsen«, fauchte er mich an und zupfte an seinem Hemd herum. »Jetzt ist wirklich nicht die Zeit, auf solche Nebensächlichkeiten zu achten.«

Natürlich hatte er recht, was aber nichts daran änderte, daß sein Anblick überaus erheiternd wirkte. Immer noch von einem Ohr zum anderen feixend, verließ ich hinter ihm das Haus.

Wir brauchten rund eine Stunde, um die Siedlung zu durchsuchen. Trotz des auf den ersten Blick beinahe enttäuschenden Äußeren war es mehr als beeindruckend, was Nemo und seine Leute hier in aller Heimlichkeit geschaffen hatten. Es gab riesige Forschungslabors, einen regelrechten kleinen Hafen, eine autarke Energieerzeugungsanlage, deren Funktionsprinzip ich lieber gar nicht erst zu ergründen versuchte, und über deren Tür ein gelbes Schild mit aufeinander zulaufenden schwarzen Dreiecken das Betreten verbot (darunter war ein etwas kleineres, auf dem zu lesen stand: Made in Tschernobyl) – und unzähliges mehr. Wunder über Wunder.

Und dennoch war die Insel tot.

Außer uns hielt sich kein Mensch mehr hier auf, nicht einmal mehr van der Croft und die anderen Besatzungsmitglieder der NAUTILUS. Und auch Nemo selbst fanden wir nicht. Der Gedanke erschreckte mich, aber auch er war offensichtlich dem unbekannten Einfluß zum Opfer gefallen.

An einer Stelle, einige Dutzend Schritte von der Siedlung entfernt, gähnte ein kraterartiges Loch im Fels, wo ein Teil des Bodens ausgehoben worden war. Die Erdmassen türmten sich neben dem Krater zu einem Hügel. Bizarre Maschinen, die wie tote Ungeheuer mit überdimensionalen Reißzähnen und Schaufeln aus Stahl wirkten, standen am Rand und auf dem Grund des Kraters. Ein Teil der lotrecht abfallenden Wände wirkte wie glasiert und deutete darauf hin, daß man hier mit einer besonders wirkungsvollen Art von Sprengstoff gearbeitet hatte.

Eine Wand führte als sanfter Hang in die Wunde hinab, die man der Erde geschlagen hatte. Die tonnenschweren Maschinen hatten das Erdreich flachgewalzt, so daß auch wir bequem hinabsteigen konnten, was wir dann auch taten – obwohl ich mich dabei alles andere als wohl fühlte. Aber wir hatten ja gar keine andere Wahl. Wenn wir nicht Nemo oder wenigstens einen seiner Männer fanden, war es zweifelhaft, ob wir jemals wieder von dieser Insel herunterkommen würden.

Erst, als wir den größten Teil der Strecke zurückgelegt hatten, entdeckte ich den Eingang des Stollens. Was von weitem wie eine der zahlreichen, beim Graben entstandenen Ausbuchtungen der Felswand ausgesehen hatte, erwies sich bei genauerem Hinsehen als ein völlig ebener, wie von einem gigantischen Bohrer gefräster Einstieg in die unterirdische Stollenanlage, von der van der Croft berichtet hatte.

Mir kam es vor wie das geöffnete Maul eines schwarzen Molochs, der bereits Nemo und seine Leute verschlungen hatte und nun auf einen Trottel aus London wartete, der im Begriff stand, freiwillig hineinzugehen.

Ich tauschte einen Blick mit Howard, doch sein Gesicht blieb völlig ausdruckslos. Wir gingen weiter.

Ein eisiger Luftzug wehte uns aus dem Stollen entgegen und ließ mich frösteln. Dennoch lag es weniger an der Kälte, als vielmehr an dem Gedanken, was uns am Ende des Ganges erwarten mochte. Unbehaglich ließ ich meinen Blick über die Felswände schweifen.

Howard zuckte nur mit den Achseln, doch erstmals zeichnete sich auch auf seinem Gesicht deutliches Unbehagen ab. Wer auch immer diese unterirdische Anlage erschaffen hatte, es war ganz bestimmt kein Mensch gewesen. Obwohl der Stollen schnurgerade in die Finsternis führte, nahm ich seine Fremdartigkeit wahr. Die hohe Decke schien auf eine unmögliche Art in sich gekrümmt, so daß ich manchmal das Gefühl hatte, an der Decke entlangzulaufen, und manche Winkel waren einfach nicht möglich. Es war nicht das erste Mal, daß ich auf diese Art unmenschlicher Architektur traf. Es war die Geometrie der GROSSEN ALTEN, die nicht den irdischen Naturgesetzen unterworfen war.

Schaudernd wandte ich den Blick ab. Es war unmöglich, sich auf die verworrenen Linien zu konzentrieren, und wenn man es doch versuchte, konnte es den Verstand kosten. Überdeutlich konnte ich das Fremde um uns herum spüren, und ich wußte, daß es Howard nicht anders erging. Wenn er auch nicht meine magischen Kräfte besaß, so war er doch ein Master des Templerordens und zudem tiefer in die Geheimnisse der Magie eingedrungen als jeder andere Mensch, den ich kannte; abgesehen vielleicht von Roderick Andara, meinem Vater.

Der Weg schien kein Ende zu nehmen. Wir passierten zahlreiche Abzweigungen. Ich leuchtete mit meinem Scheinwerfer hinein, ansonsten beachteten wir sie nicht weiter. Etwas in mir signalisierte mir die Richtung, in der das Tor lag, mit überdeutlicher Klarheit.

Nach einer Ewigkeit hatten wir es erreicht.

Und schritten hindurch.

* * *

Um uns herum lastete tintige Schwärze, eine gestaltgewordene Dunkelheit, die jeden Lichtstrahl wie ein gefräßiges Monstrum in sich aufsog. Ein Teil des Felsens, der uns umgab, reflektierte das Licht auf ganz normale Art, aber an den weitaus meisten Stellen war er so schwarz, daß es aussah, als befänden sich dort lichtlose Schächte, die in die Unendlichkeit selbst zu reichen schienen. Nur am anderen Ende des Stollens war ein ganz schwacher Lichtschein wahrzunehmen.

Obwohl Howard kaum einen Schritt von mir entfernt stand und ich ihn direkt anleuchtete, sah ich ihn nur schemenhaft. Etwas wie ein diffuser finsterer Nebel wallte um seine Gestalt und verlieh ihm ein unwirkliches Aussehen, als wäre er selbst nur ein Gespenst aus wabernden Schwaden, die sich an dieser Stelle wie durch eine Laune des Zufalls besonders dicht zusammengeballt hatten.

Aber es war keine Laune des Zufalls; ganz und gar nicht. Ich konnte die Anwesenheit von etwas unsagbar Fremdem förmlich riechen, so als wäre da etwas, wie ein stoffliches, von abgrundtiefer Bosheit erfülltes Nichts. Inmitten des Nebels trieb etwas, das mich an unförmige Gallertklumpen und Dinge von solcher Scheußlichkeit erinnerte, daß mein Verstand sich weigerte, ihr Aussehen völlig zu begreifen.

Die Dunkelheit schien sich in ständiger, unbegreifbarer Bewegung zu befinden, als wohne ihr ein unheimliches, wogendes Eigenleben inne. Eine Aura der Bösartigkeit schlug mir wie ein pestilenter Gestank entgegen. Rauchige Schattenarme schienen im Schutz des Nebels auf mich zuzugleiten, und mit grausamer Deutlichkeit wurde mir bewußt, daß es sich keineswegs nur um Einbildungen handelte.

Und im gleichen Moment begriff ich, in was für eine hinterhältige Falle wir wie blinde, hirnlose Idioten getappt waren!

Ich schrie auf und taumelte wie unter einem Hieb zurück. »Weg hier!« brüllte ich und fuhr herum. Doch wo sich vor wenigen Sekunden noch das Tor befunden hatte, war jetzt nichts weiter als eine massive Felswand.

Im gleichen Moment verwandelte sich der Boden unter meinen Füßen. Der gerade noch harte Untergrund, den ich fälschlicherweise für Stein gehalten hatte, wurde von einem Augenblick zum anderen zu einer zähflüssigen, sirupartigen Masse, die meine Schuhe einhüllte und sich langsam an meinen Beinen höher tastete.

Ich schrie noch einmal und sprang zurück. Genauer gesagt: ich wollte es, aber ich konnte meine Füße nicht einen Zentimeter bewegen. Wie einbetoniert steckten sie in der nachtschwarzen Masse fest.

Wie von Sinnen hieb ich mit dem Stockdegen darauf ein. Wo der Stahl der Waffe das unheilige Fleisch des Shoggoten traf, färbte es sich grau und löste sich in stinkenden, ätzenden Rauch auf, der sich schwer auf meine Lunge legte.

Ich achtete nicht darauf, sondern stach wieder und wieder zu. Längst konnte ich meine Füße wieder bewegen, aber fast im gleichen Maße, wie ich Teile der teerigen Masse zerstörte, schoben sich neue heran.

Ein harter Schlag traf meinen Rücken und schleuderte mich nach vorne. Mit Mühe konnte ich einen Sturz verhindern.

Hinter mir gellte ein Schrei auf, ausgestoßen in höchster Todesangst. Howard!

Ich fuhr herum, sah eine Bewegung aus den Augenwinkeln und schlug blindlings zu. Der Tentakel, der nach mir hatte greifen wollen, zerfiel zu grauem Schleim. Aber es war nur einer von unzählig vielen, die wie ein ganzer Wald schwarzglitzernder Schlangen hinter mir emporwuchsen. Ich führte einen entschlossenen Hieb mit dem Stockdegen gegen die Wand glänzender Schwärze, aber der Shoggote schien die Gefahr, die von meiner Klinge ausging, endlich begriffen zu haben. Die Tentakel zuckten blitzartig zurück. Ich erwischte nicht mehr als höchstens ein halbes Dutzend, während die anderen sofort vorschossen und nach mir zu greifen versuchten.

Mit einem gewaltigen Satz sprang ich zurück und aus der unmittelbaren Gefahrenzone. Nur einige wenige Tentakel machten die Bewegung mit. Ich durchtrennte sie mit einem gewaltigen Hieb und verschaffte mir dadurch für einige Sekunden Luft. Es war nicht das erste Mal, daß ich gegen einen Shoggoten kämpfte, aber noch niemals hatte ich einen gesehen, der seine Gestalt in solcher Art verformen konnte und so riesig war.

»Flieh, Robert!« schrie Howard mit keuchender Stimme. »Rette dich!« Er war längst zu Boden gegangen und wurde bereits bis zu den

Schultern von der teerigen Masse eingehüllt. Trotz heftiger Gegenwehr wanden sich immer mehr der züngelnden Schlangenarme wie ein Netz zum Leben erwachender Finsternis um seinen Körper. Ein Strang glitt über sein Gesicht und brachte ihn zum Verstummen.

Noch ungestümer als zuvor drang ich gegen den Shoggoten vor. Der rasierklingenscharfe Stahl des Stockdegens wütete schrecklich unter den Tentakeln, aber es waren zu viele, um sie alle zu vernichten.

Als ich die Sinnlosigkeit meiner Bemühungen einsah, war es fast zu spät. Ich bemerkte die Gefahr erst im allerletzten Augenblick. Mit meinem sinnlosen Versuch, Howard zu helfen, hatte ich dem Shoggoten Zeit gegeben, mir den Fluchtweg zu verstellen. Ein nur hauchdünner Strang der protoplasmischen Substanz hatte sich an mir vorbeigewunden. Hinter mir fächerte er auseinander. Als ich herumfuhr, erhoben sich auch hinter mir Dutzende armstarke Tentakel und peitschten auf mich zu.

Ich hieb blindlings um mich. Panische Angst schoß in mir hoch, als mir bewußt wurde, daß ich eingeschlossen war. Für die Dauer eines Herzschlages drohte der Schock mich zu lähmen. Um ein Haar hätte mich diese Unachtsamkeit, so kurz sie auch war, das Leben gekostet.

Ein Tentakel traf meine linke Hand und prellte mir den Scheinwerfer aus den Fingern. Klirrend zerbrach er am Boden und erlosch. Wie Schattenrisse zeichneten sich die oktopoiden Fangarme gegen das Stollenende ab.

Ein verzweifelter Plan reifte in mir. Mit letzter Kraft stieß ich mich vom Boden ab – und sprang mitten in das Gewirr der Tentakel hinein! Die Klinge des Stockdegens schien sich unter den blitzschnellen Drehungen meiner Hand in eine flimmernde Scheibe zu verwandeln. Sie fraß sich wie ein gieriges Raubtier in die Fangarme vor mir hinein und zerstörte sie.

Das schier Unmögliche gelang. Noch im Sprung rammte ich die Klinge mitten in das Zentrum des pulsierenden Sehreckens hinein und riß sie sofort wieder zurück. Kaum einen halben Yard hinter der Masse kam ich auf und wurde von meinem eigenen Schwung nach vorne gerissen. Notdürftig rollte ich mich ab, wobei ich unangenehme Bekanntschaft mit einer vorstehenden Felskante machte.

Ein greller Schmerz zuckte durch meinen Kopf. Verbissen kämpfte ich dagegen an und quälte mich auf die Beine. Die Gefahr war noch längst nicht gebannt.

Jede Bewegung fiel mir unendlich schwer. Mühsam quälte ich mich auf den Stollenausgang zu. Erst als ich ihn fast erreicht hatte, wandte ich noch einmal den Kopf. Meine Blicke vermochten die Dunkelheit nicht zu durchdringen, aber wenigstens schien mich der Shoggote nicht zu verfolgen. Anscheinend genügte ihm Howard für den Augenblick als Opfer.

Etwas in mir krampfte sich bei dem Gedanken zusammen, ihn hilflos zurücklassen zu müssen. Mit aller Macht klammerte ich mich an die Hoffnung, daß der Shoggote ihn nicht töten würde und ich später eine Gelegenheit fand, Howard zu helfen, so wie ich mich auch gegen die Vorstellung vom Tode Nemos und seiner Leute sträubte. Es war nur eine geringe Hoffnung, aber ich klammerte mich dennoch daran, weil es die einzige war, die mir noch blieb.

Ich taumelte weiter und erreichte den Stollenausgang, obwohl bei jedem Schritt Zentnergewichte an meinen Beinen zu zerren schienen.

Geblendet kniff ich die Augen zusammen, als ich ins Sonnenlicht trat. Ich mußte träumen, oder schlichtweg den Verstand verloren haben (was böse Stimmen mir schon seit Jahren nachsagten). Vor mir dehnte sich eine schier unendliche Landschaft, die von einer fahlen Sonne beschienen wurde.

Eine Sonne.

Mehr als hundert Fuß unter der Erde!

* * *

Es war verwirrt.

Gestärkt durch die mittlerweile mehr als hundert Opfer sandte es in rhythmischen Abständen seinen Ruf in die Unendlichkeit, ohne daß das erwartete Echo eintraf. Der Ruf war machtvoll genug, auch in die entlegensten Winkel der Welt zu dringen – und darüber hinaus –, aber der Meister schwieg noch immer.

Der lähmende Schlaf mußte noch länger gedauert haben, als Es geglaubt hatte. Gewaltige Veränderungen hatten sich auf der Erde vollzogen, wie Es den Gehirnen seiner Opfer entnommen hatte. Veränderungen, die auch den Meister selbst betreffen mußten, und von denen Es nichts wußte.

Einen zeitlosen Augenblick lang keimte die schreckliche Vorstellung in ihm auf, daß es das Schleichende Chaos überhaupt nicht mehr geben könnte, aber sofort unterdrückte Es den törichten Gedanken. Der Herr des Onyxschlosses war unsterblich. Er war und würde immer sein. Es gab keine Macht, die ihn töten könnte. Nicht einmal die ÄLTEREN GÖTTER hatten dies vermocht, die einzige Rasse im Universum, die jene besiegt hatten, die von Menschen GROSSE ALTE genannt wurden. Die Rasse des Meisters.

Wieder sandte Es seinen Ruf aus. Mit all seinen unmenschlichen Sinnen konzentrierte Es sich auf eine noch so schwache Antwort, und darüber hätte Es die Annäherung der beiden Menschen fast zu spät wahrgenommen. Es war das zweite Mal binnen kurzer Zeit, daß jemand zu ihm kam, ohne daß Es ihn gerufen hatte, und das steigerte seine Verwirrung noch.

Diesmal war es noch anders als beim ersten Mal. Die beiden Ankömmlinge waren ihm fremd. Sie waren zuvor nicht auf der Insel gewesen, deren Bewohner Es mittlerweile gänzlich in seine Gewalt gebracht hatte. Sie kamen aus völlig freiem Willen.

Es war bereits zu spät, die Falle zu vervollkommnen. Einen der Ankömmlinge vermochte Es so leicht wie alle anderen zu bezwingen, während der andere sich mit einer Waffe zur Wehr setzte, die selbst ihm Schmerzen bereitete. Dennoch hätte Es ihn ebenfalls bezwingen können, doch Es zögerte. Deutlich konnte Es die unglaublich starke Magie spüren, die er beherrschte. Eine Magie, die sogar ihm gefährlich werden konnte, die den Ruf aber um ein Vielfaches verstärken würde.

Es mußte ihn unter seinen Willen zwingen, aber es war nicht nötig, den Kampf selbst zu führen. Schließlich besaß Es genügend Helfer. Entkommen konnte der Fremde ihm nicht mehr. Nicht hier. Nicht in der Kalten Wüste.

Nicht in Kadath.

* * *

Ich konnte nicht glauben, was ich sah. Über mir wölbte sich ein Himmel von der Farbe einer schmutziggrauen Wolldecke, vor dem Wolken träge dahinzogen. Ein kühler, aber sanfter und nicht unangenehmer Wind wehte mir entgegen. Er trug den Geruch blühender Blumen mit sich. Vor mir erstreckte sich eine hügelige Landschaft, die sich irgendwo am Horizont verlor. Und inmitten der

sanft ansteigenden, von Gras und einem Blumenteppich bedeckten Hügel erhob sich die Stadt.

Der Anblick der filigranen, zerbrechlich anmutenden Türme und kunstvoll ineinander verschachtelten Häuser raubte mir für einen Moment den Atem. Mit ihren gepflegten Parks, den Teichen und unzähligen Springbrunnen wirkte die Stadt wie gemalt. Kein Baumeister konnte eine Stadt wie diese entwerfen. Ich konnte nicht erkennen, aus welchem Material sie erbaut war. Keinesfalls handelte es sich um gewöhnliches Gestein.

Wenn der Gedanke nicht so unmöglich gewesen wäre, hätte man annehmen können, die Stadt wäre ganz aus Glas errichtet. Kunstvoll geschliffenes Glas, das sein Aussehen je nach Lichteinfall änderte. Mal schimmerten die Bauwerke wie polierter Marmor, dann wieder wie blankes Silber, und gelegentlich blitzten sie in allen Farben des Regenbogens, so daß es aussah, als handele es sich um einen einzigen, riesigen Edelstein. Die unglaublich zarten Türme und kühn geschwungenen Brücken machten den Eindruck, als müßten sie beim leichtesten Lufthauch in sich zusammenbrechen.

Es konnte sich nur um einen Traum handeln. Ich versuchte die Vision wegzublinzeln, aber der unglaubliche Anblick blieb. Die Stadt existierte. Aber ich befand mich nicht mehr auf Nemos Inselstützpunkt. Für ein Tor gab es keine räumliche Begrenzung. Es konnte durchaus sein, daß es mich bis ans andere Ende der Welt geschleudert hatte. Wenn nicht noch weiter...

Ich wußte nicht, wie lange ich am Ende des Stollens gestanden und auf die Stadt hinabgestarrt hatte. Angesichts dieser Pracht erschien mir das vorangegangene Grauen wie ein ferner, verschwommener Schatten, und der Stockdegen in meiner Hand kam mir an diesem Ort des Friedens schlichtweg lächerlich vor. Ich konnte förmlich spüren, wie der Anblick mich mit neuer Kraft erfüllte und meine Erschöpfung wegwischte.

Es dauerte Minuten, bis ich mir der Gefahr wieder bewußt wurde. Ein leises Scharren wie das Kratzen unzähliger Hornfüße schreckte mich auf und machte mir drastisch bewußt, daß dieser Ort keineswegs so friedlich war, wie es den Anschein hatte.

Nicht weit entfernt entdeckte ich ein kleines Gebüsch. Mit einigen weiten Sätzen hetzte ich darauf zu und warf mich dahinter in Deckung. Keine Sekunde zu früh. Es sah aus, als dringe eine Wolke manifestierter Finsternis aus dem Stollen. Der Shoggote hatte eine fast

humanoide Gestalt angenommen, eine grausame Verhöhnung des menschlichen Lebens. Auch jetzt noch war er riesig, fast vier Meter groß, und seine Gestalt blieb immer noch seltsam unscharf.

Es war der Schatten eines ins Absurde verzerrten Menschen, eine tentakelbewehrte Scheußlichkeit, und zugleich nur der bizarre Umriß eines aus protoplasmischem Urschlamm geschaffenen Dinges.

Einige Sekunden lang verharrte der Shoggote am Ende des Stollens. Seine Tentakel tasteten in alle Richtungen, als müsse er sich erst orientieren, bevor er weiter ging.

Eine zweite, ungleich kleinere Gestalt folgte ihm. »Howard!«

Erst zu spät begriff ich, daß ich den Namen meines Freundes vor Freude laut geschrien hatte. Erschrocken duckte ich mich tiefer hinter das Gebüsch, aber weder der Shoggote noch Howard reagierten auf meinen Ruf. Die Bewegungen meines Freundes waren seltsam steif und marionettenhaft. Er hatte seinen freien Willen verloren, aber wenigstens war er noch am Leben und schien sogar körperlich unversehrt.

Ein wahrer Orkan von Gefühlen durchtobte mich. Solange Howard lebte, bestand auch noch Hoffnung, ihn aus dem Bann zu befreien. Zugleich wuchs meine Hoffnung, daß auch Nemo und seinen Leuten nichts passiert war – nichts endgültiges jedenfalls.

Ich wartete, bis Howard und der Shoggote sich ein Stück entfernt hatten. Erst dann wagte ich es, mich hinter meiner Deckung aufzurichten. Über weite Strecken bot der Weg mir keine Deckung mehr, so daß ich einen Abstand von einigen Dutzend Yards zwischen uns ließ. Bei dieser Entfernung konnte ich mich für jeden Angriff rechtzeitig wappnen.

Ohne große Hast näherten sich die beiden Gestalten der Stadt. Ich wurde nicht schlau aus dem seltsamen Verhalten des Shoggoten. Noch einmal rief ich mir alle Einzelheiten des Kampfes ins Gedächtnis, und immer mehr verdichtete sich mein Eindruck, daß das Ding mich von Anfang an nicht mit aller Kraft angegriffen hatte. Es hatte sich die ganze Zeit über nur auf Howard konzentriert und sich darauf beschränkt, mich von ihm zu trennen.

Wir hatten es nicht mit einem gewöhnlichen Shoggoten zu tun. Die amorphen Dienerkreaturen der GROSSEN ALTEN existierten meist nur kurze Zeit, und wenn sie ihre Gestalt auch zu ändern vermochten, so erreichten sie doch niemals eine so gigantische Größe und vermochten

ihren Körper nicht so extrem zu verformen. Zudem hätten die zahllosen Verletzungen, die ich ihm mit meinem Stockdegen beigebracht hatte, jeden anderen Shoggoten getötet. Dieses Wesen aber wirkte nicht einmal geschwächt.

Warum also hatte es mich verschont und sich mit Howard zufriedengegeben? Warum griff es mich nicht an? Ich war mir sicher, daß es meine Anwesenheit längst bemerkt hatte.

Es gab nur eine Erklärung. Der Shoggote hielt es nicht für nötig, sich auf einen neuen Kampf einzulassen. Zumindest nicht hier. Er wußte, daß ich hinter ihm war, und er würde mich in eine neue Falle locken.

Aber mir blieb nichts anderes übrig, als ihm weiterhin zu folgen, wenn ich Howard und die anderen retten wollte. Noch vorsichtiger als bisher ging ich weiter. Die paradiesische Landschaft machte es mir schwer, an die Gefahr zu denken. Mit aller Kraft kämpfte ich gegen das Gefühl trügerischen Friedens an, das mich immer wieder einzulullen drohte. Dennoch konnte ich nicht verhindern, daß mein Blick immer wieder zu der Stadt irrte. Aus der Nähe betrachtet wirkte sie noch beeindruckender, noch phantastischer.

Mein erster Eindruck bestätigte sich. Die Häuser und Türme schimmerten tatsächlich gläsern, wenngleich sie undurchsichtig waren und ihre Farbe ständig zu ändern schienen. Und sie waren nicht von Menschenhand errichtet.

Gleichzeitig wiesen sie aber auch nicht die sinnverwirrende Architektur der GROSSEN ALTEN auf. Die Stadt war einfach schön; etwas, was bei den GROSSEN ALTEN schlichtweg undenkbar war.

Ich verschob die Lösung dieses Rätsels auf später und konzentrierte mich darauf, Howard und den Shoggoten nicht aus den Augen zu verlieren. Sie hatten inzwischen die ersten Gebäude erreicht, und in den teilweise engen Gassen und Bogengängen konnten sie problemlos untertauchen, wenn sie es darauf anlegten. Zwangsläufig mußte ich näher zu ihnen aufschließen.

Meine Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Diese verschachtelte Bauweise war der ideale Ort für eine Falle.

Es war fast unmöglich, die beiden Gestalten zu beobachten und gleichzeitig auf die Umgebung zu achten.

Howard und der Shoggote traten in einen schmalen Durchgang zwischen zwei Häusern. Ich lief ein paar Schritte, um die Ecke zu

erreichen. Vor mir erstreckte sich eine von funkelnden Kaskaden überdachte Gasse, die bei aller Pracht nur einen kleinen Schönheitsfehler hatte. Von den beiden Verfolgten fehlte jede Spur.

Mißtrauisch musterte ich Boden und Häuserwände. Sie sahen aus wie überall; von einem schwarzen Gespinst, das auf die Anwesenheit des Shoggoten hingedeutet hätte, war nichts zu entdecken.

Mit hastigen Schritten durchquerte ich die Gasse. Sie mündete auf eine breite, von Bäumen gesäumte Allee, die ebenfalls menschenleer war. Einen wütenden Fluch auf den Lippen, wandte ich mich wieder um. In der Gasse gab es zahlreiche Hauseingänge. Durch einen davon mußten die beiden verschwunden und mittlerweile längst im Gewirr der Straßen untergetaucht sein. Es war so gut wie aussichtslos, sie wiederzufinden.

Trotzdem machte ich mich auf die Suche. Willkürlich wählte ich einen der Eingänge aus. Eine Tür gab es nicht, nur eine rechteckige Öffnung, die ins Innere des Gebäudes führte. Es wäre nach meiner unmaßgeblichen Meinung auch ziemlich witzlos gewesen, ein völlig leeres Haus zu verschließen. Ich blickte in einen großen, sonnendurchfluteten Raum, in dem es nichts, aber auch absolut nichts an Einrichtung gab. Im Hintergrund des Raumes wand sich eine Treppe von bizarrer Form in die Höhe. Sie führte in ein weiteres Zimmer, das ebenfalls das ganze Stockwerk ausfüllte und ebenso leer war wie das untere. Nur gab es hier zusätzlich noch Durchgänge zu den Nachbarhäusern.

Das gleiche Bild bot sich mir mit jedem Stockwerk, das ich höher stieg. Ergänzt wurde es hier lediglich durch Ausgänge, die zu den unzähligen Brücken führten, die auch weiter entfernt liegende Straßenzüge noch miteinander verbanden. Hier erst wurde mir vollends bewußt, welch ein gigantisches Labyrinth diese Stadt bildete. Wer hier einen Verfolger abschütteln wollte, konnte dies mühelos binnen weniger Sekunden tun.

Auch wenn ich nach mehr als hundert Menschen suchte, glich meine Suche der nach der berüchtigten Nadel in einem Heuschober. Die hundertfache Zahl von Menschen hätte sich hier bequem verstecken können. Ich hatte vom Stollenausgang aus nur einen vagen Überblick über die wahre Größe der Stadt gewonnen, aber ich erkannte auch so, daß es Jahre dauern konnte, bis ich den Shoggoten und seine Opfer zufällig fand. Ganz davon abgesehen, daß ich jederzeit in eine Falle tappen konnte und mich nebenbei auch noch um solche Nebensächlichkeiten wie der Suche nach etwas Eßbarem widmen

mußte. Wie zur Bestätigung begann mein Magen zu knurren.

Mehr aus Neugier als aus Hoffnung, eine Spur zu finden, trat ich in eines der Nebenhäuser und von dort in ein weiteres. Sie glichen exakt dem ersten, und das Bild änderte sich auch nicht, als ich die Allee überquerte und in eines der Häuser auf der anderen Straßenseite eindrang. Nach kaum einer halben Stunde war ich überzeugt, daß es nirgendwo in der Stadt anders aussah. Die Bauwerke waren nichts weiter als eine zwar prachtvolle und wunderbar anzusehende, aber nichtsdestotrotz leere Fassade.

Es hätte mir schon früher auffallen müssen. Nicht nur, daß sich nicht ein einziger Mensch (oder was auch immer für ein Wesen) auf den Straßen zeigte, fand ich auch nirgendwo die geringsten Spuren einer Zivilisation. Die Stadt war nicht einmal tot, denn nur was einmal gelebt hatte, konnte auch sterben. Sie war lediglich ein unbewohnter Kokon, zu nichts anderem geschaffen, als nach außen hin schön zu wirken. Oder?

Ich unterdrückte den Gedanken sofort wieder. Mit solchen Grübeleien lenkte ich mich nur selbst von möglichen Gefahren ab. Am sinnvollsten war es wohl, mir erst einmal einen Überblick über die Stadt zu verschaffen.

Nicht weit von mir entfernt stand ein Gebäude, das in einen hochaufragenden Turm überging. Entschlossen machte ich mich an den Aufstieg.

Einige hundert Treppenstufen weiter war ich schon nicht mehr so entschlossen. Meine Füße schmerzten, und jede Stufe schien höher als die vorherige zu sein. Die Welt reduzierte sich für mich auf die Stufen und Wände des engen Schachtes. Seltsamerweise war es auch hier hell, obwohl die Wände immer noch undurchsichtig waren.

Endlich, nach quälend langen Stunden, in denen ich mir mehr als einmal die Frage gestellt hatte, ob diese Treppe überhaupt jemals irgendwo enden würde, erreichte ich eine schmale Plattform an der Spitze des Turmes.

Bislang hatte ich mich immer für schwindelfrei gehalten. Nun erkannte ich, daß es auch in dieser Hinsicht für jeden Menschen eine Grenze seiner Unempfindlichkeit gibt. Meine wurde hier um ein gutes Stück überschritten.

Es war bei weitem nicht der einzige Turm, der diese Höhe erreichte, nicht einmal der höchste. Dutzende, wenn nicht gar hunderte

ähnlicher Gebilde ragten um mich herum auf. Ein Großteil der Gebäude aber schien sich unter mir winzig wie Spielzeughäuser flach an den Boden zu pressen.

Ich glaubte jeden Luftzug wie eine Orkanböe zu spüren. Der Turm schien unter mir zu vibrieren und im Wind hin und her zu schwingen, und jede Bewegung des Gerüstes übertrug sich vielfach verstärkt auf meinen Körper. Mit dem rein gefühlsmäßigen Teil meines Unterbewußtseins, gegen den jede logische Überlegung machtlos war, bildete ich mir ein, das ganze Gerüst würde sich vornüber neigen und müßte jeden Augenblick abknicken oder in sich zusammenbrechen. Himmel und Erde verschmolzen in immer schnelleren Drehungen um mich herum. Minutenlang mußte ich die Augen schließen, um das Schwindelgefühl zurückzudrängen. Es half nicht viel, denn immer noch spürte ich die Schwingungen des gläsernen Materials unter meinen Füßen.

Schließlich zwang ich mich, die Augen wieder zu öffnen. Obschon ich den Anblick nur wenige Sekunden zu ertragen vermochte, reichte es aus, mir deutlich zu machen, wie verworren die ganze Anlage der Stadt wirklich war. Sie schien jeder geometrischen Form Hohn zu sprechen. Die Straßen und Gassen verliefen nicht gerade, sondern in vielfachen Windungen, und gabelten sich unzählige Male. Wenn ich weiterhin nur blindlings vorwärts irrte, konnte ich mich stundenlang im Kreis bewegen, ohne es überhaupt zu merken. Um den Überblick über das labyrinthartige Gewirr zu behalten, hätte ich schon die Flügel einer El-o-hym benötigt.

Im nächsten Augenblick flossen die Konturen der Gebäude ineinander, und bevor das Schwindelgefühl übermächtig werden konnte, wandte ich mich würgend um und kletterte in den Treppenschacht zurück. Nach etlichen Stunden hatte ich das untere Ende der Treppe erreicht.

Im Nachhinein weiß ich nicht mehr, wie ich es überhaupt geschafft hatte. Meine Füße schienen sich in unförmige Klumpen und meine Beinmuskeln in verkrampfte, knotige Stränge, verwandelt zu haben, die meinen Körper bei jeder Bewegung mit feurigen Schmerzen durchzogen.

Und doch war meine Erschöpfung mit einem Schlag wie weggewischt, als ich die Gestalt sah, die mich inmitten des leeren Raumes im Erdgeschoß erwartete. Es handelte sich nicht um ein ekelhaftes Shoggotenmonster, nicht einmal um Howard oder einen der anderen hypnotisierten Menschen, und doch traf mich der Anblick wie ein Schlag.

Es war ein Wesen, das ich einmal geliebt und niemals mehr wiederzusehen geglaubt hatte, denn es war in meinen Armen gestorben.

Vor mir stand Shadow!

* * *

Sein Erwachen war wie das Auftauchen aus einem schwarzen, endlos tiefen Ozean. Es wurde von Schmerzen und unvorstellbarer Pein begleitet. Nemo wollte schreien, aber seine Lippen waren taub und reglos; die Zunge lag wie ein pelziger, unnützer Klumpen in seinem Mund. Nur langsam konnte er sich aus seinen Träumen befreien. Visionen stürmten auf ihn ein, Wahnvorstellungen, die seinen Geist zu verwirren drohten. Es war, als ob ein feuriges Schwert durch seinen Körper getrieben würde.

Nach und nach fielen ihm die vorangegangenen Ereignisse wieder ein. Die Geschehnisse liefen noch einmal vor seinem inneren Auge ab und mündeten schließlich in seinen Kampf gegen den riesigen Shoggoten. Von diesem Augenblick an hatte der Alptraum begonnen. Nemo bäumte sich auf, und diesmal entrang sich ein würgendes Stöhnen seiner Kehle. Dann riß er die Augen auf.

Was er zu träumen geglaubt hatte, war keine Wahnvorstellung gewesen. Wie mit gierigen Krallen griff der Wahnsinn nach ihm. Glühende Lava schien durch seine Adern zu rinnen und seinen Körper zu verbrennen, als Nemo das ganze Ausmaß der Gefahr bewußt wurde, die er selbst mit heraufbeschworen hatte.

Er befand sich in einem riesigen Raum. Es gab weder ein Fenster, noch eine erkennbare Lichtquelle, und doch war es nicht dunkel. Das Licht schien unmittelbar aus den kristallenen Wänden zu dringen. In der Mitte des Raumes stand eine mehr als vierfach mannshohe Figur, die geradewegs dem Alptraum eines Wahnsinnigen entsprungen zu sein schien. Am ehesten ließ sie sich mit einem Drachen vergleichen, aber dieser Vergleich mußte jedem noch so furchterregenden Gorm, Drachen und Tatzelwurm irdischer Mythen schmeicheln. Die Ähnlichkeit beschränkte sich auf ein Paar überdimensional großer Schwingen und einen weit vorgereckten Schädel, dessen aufgerissenes Maul den Blick auf zwei Reihen furchtbarer Reißzähne freigab. Der Körper war der eines Giganten aus gestaltgewordener Nacht, gespickt mit messerscharfen Klauen und hornigen Stacheln und geschützt durch schwarzglänzende Panzerplatten. Mehr als ein Dutzend

meterlanger, schuppenbedeckter Tentakel schienen mitten in der Bewegung erstarrt zu sein.

Nemo stieß einen unartikulierten Schrei aus und prallte zurück. Eine Sekunde später erkannte er, daß ihn nichts weiter als ein lebloses Standbild genarrt hatte. Er wischte sich mit der Hand über die Augen und stieß scharf die Luft aus.

Um die Statue des Giganten herum saßen seine Männer auf dem Boden. Mit geöffneten Augen starrten sie ins Leere, wiegten ihre Oberkörper im Takt einer unhörbaren Musik und gaben Geräusche von sich, von denen Nemo nicht geglaubt hätte, daß menschliche Stimmbänder sie erzeugen könnten. Schaurig hallten die Laute von den Wänden wieder. Es waren keine Worte der menschlichen Sprache, sondern eine scheinbar willkürliche Aneinanderreihung zungenbrechender Vokale und Konsonanten, deren alleiniger Klang Nemo einen eisigen Schauer über den Rücken jagte.

»Iä! Iä! Nar'ghjr grlaor-nya gnä gnä Iä! phaphtergg Iä jrkno-soth!«

Die entsetzlichen Laute waren keineswegs zufällig. Nemo hatte Worte wie diese noch nie zuvor gehört, aber er erkannte sie auch so. Es waren Worte einer längst vergessenen Sprache, die zuletzt vor zweihundert Millionen Jahren auf der Erde gesprochen worden war. Die Sprache der GROSSEN ALTEN! Ein Begriff tauchte inmitten der sinnesverwirrenden Litanei immer wieder auf. Der Name des Wesens, dessen Erscheinen beschworen wurde.

»Iä Nyarlathotep, R'ygk-gkroth Nyarlathotep!«

Nemo preßte sich die Hände gegen die Ohren. Trotzdem glaubte er den Gesang in unverminderter Lautstärke zu hören. Die Worte bereiteten ihm beinahe körperliche Schmerzen, aber schlimmer noch war der Gedanke an das, was geschehen würde, falls die Beschwörungen Erfolg haben sollte.

Von den mutierten Shoggoten war nichts zu sehen. Nemo taumelte zu Galbright hinüber. Keiner der Besessenen nahm Notiz von ihm. Nemo wußte nicht, wieso ausgerechnet er aus dem fremden Bann aufgewacht war. Vielleicht lag es daran, daß er ungezwungen durch das Tor gegangen war, vielleicht auch einfach nur an seiner besonders starken Willenskraft. Er rüttelte Galbright mit aller Kraft an der Schulter, ohne große Hoffnung, dadurch etwas erreichen zu können. Eine Erwartung, die nicht enttäuscht wurde.

Verzweifelt blickte Nemo sich um. Die Zeit drängte. Jeden Augenblick

konnte der Shoggote zurückkehren und ihn erneut unter seinen Willen zwingen. Ihm blieb nur die Flucht.

Noch einmal ließ er den Blick über seine Mitarbeiter schweifen. Die gesamte Besatzung der NAUTILUS befand sich darunter. Wenn das Unterseeboot inzwischen zurückgekehrt war, mußten sich auch Lovecraft und Robert Craven an Bord befunden haben. Die einzigen beiden Menschen, die ihm helfen konnten.

Er mußte sie finden.

* * *

»Shadow«, murmelte ich mit brüchiger Stimme.

Die Gestalt vor mir war die El-o-hym, ich wußte es vom ersten Augenblick an, als ich sie sah. Es war nicht irgendein Wesen ihrer Rasse, sondern es war Shadow. Es war eine Form des Wiedererkennens, die nicht allein auf das Sehen beschränkt war. Das Wissen war tief in mir, aber dennoch erforschte ich ihr Gesicht mit meinen Blicken, aus Angst, doch noch einen Hinweis zu entdecken, daß ich mich täuschte.

Es gab keinen. Der Ausdruck ihrer Augen, der Schwung ihres Mundes, jede Linie und jedes kleine Fältchen stimmte mit dem Bild Shadows überein, das sich unauslöschlich tief in meine Erinnerung eingegraben hatte.

Aber es konnte nicht sein. Es war schlichtweg unmöglich. Unmöglich!.

Ich hatte gesehen, wie Necrons Folterwerkzeuge ihren Körper zugerichtet hatten. Ich hatte die schreckliche Wunde in ihrem Rücken berührt, wo sich zuvor das Paar strahlendweißer Flügel befunden hatte. Die Flügel eines leibhaftigen Engels.

Ich war dabeigewesen, als sie starb.

»Shadow!« keuchte ich noch einmal. Es klang fast wie ein erstickter Schrei. Meine eigene Stimme klang fremd in meinen Ohren. »Du...«

Shadow trat einige Schritte auf mich zu. Ein Lächeln glitt über ihr engelhaftes Gesicht. »Ich bin es wirklich, Robert«, sagte sie. »Willst du mich nicht endlich begrüßen?«

Mein Gott, diese Stimme, dieser melodische Klang, der fast an

harmonischen Gesang erinnerte. Wie oft hatte ich mich danach gesehnt, ihn noch einmal zu hören. Abgesehen von Priscylla war Shadow das einzige Wesen, das ich jemals wirklich geliebt hatte, auch wenn ich es erst zu spät erkannt hatte. Und nun stand sie wieder vor mir. Ich stieß einen erstickten Schrei aus und riß sie in meine Arme. Ich preßte sie so fest an mich, daß es ihr weh tun mußte, aber das wurde mir in diesem Moment nicht bewußt. Ich war zu keinem klaren Gedanken fähig, sondern spürte nur noch ihre Nähe. Wie ein Ertrinkender klammerte ich mich an sie. Und doch empfand ich weniger, als ich eigentlich hätte empfinden müssen.

(Wir erinnern uns: Roberts Zusammentreffen mit Shadow in Bd. 45 wurde aus seinem Gedächtnis gelöscht!)

Es dauerte einige Minuten, bis sie sich aus meinem Griff wand. Ich wollte wieder nach ihr greifen, doch sie schob meine Hände sanft aber bestimmt zurück. Nur langsam, ganz langsam begann mein Gehirn wieder normal zu arbeiten, und damit kehrten auch die quälenden Fragen zurück, die mir auf der Zunge lagen.

»Wie kannst du... ich meine, du bist doch...«, stotterte ich und brach dann hilflos ab.

»Tot, willst du sagen«, vollendete Shadow den Satz und schüttelte wehmütig den Kopf. »Ja, von deinem Standpunkt aus bin ich tot. Aber du vergißt, daß ich trotz allem, was du in mir siehst, kein Mensch bin.« Demonstrativ bewegte sie ihre Flügel. »Erinnere dich, was ich dir gesagt habe. Engel können niemals sterben.«

Das waren die letzten Worte vor ihrem Tod gewesen. Wie oft hatte ich sie mir ins Gedächtnis gerufen, bis ich irgendwann die Hoffnung aufgegeben hatte, daß sie mehr als nur eine im Fiebertraum geborene Redewendung waren.

»Manches hat sich für mich geändert«, drang Shadows Stimme in meine Gedanken. »Aber ich liebe dich noch genauso wie früher, das mußt du mir glauben. Komm, laß uns in eines der Häuser gehen. Es wird kühl hier draußen, und drinnen können wir alles besser besprechen.«

Sie griff nach meinem Arm, aber diesmal war ich es, der ihrer Berührung auswich. Es fiel mir seltsam schwer, mich auf ihre Worte zu konzentrieren. Die Situation kam mir auf sonderbare Weise absurd vor. Ich hätte vor Freude toben müssen, aber ich war unfähig, etwas anderes zu empfinden als nur Verwunderung über das unerwartete

Zusammentreffen mit der El-o-hym. Ansonsten war nur Leere in mir, gepaart allerhöchstens mit ein wenig Erleichterung, der feindlichen Umwelt nicht mehr allein gegenüberstehen zu müssen.

Vielleicht hatte ich das Wiedertreffen innerlich noch gar nicht richtig verarbeiten können, und mein Unterbewußtsein weigerte sich einfach, die Tatsache als gegeben hinzunehmen. Nur widerstrebend richtete ich meine Gedanken wieder auf die Realität, die uns umgab. »Wo sind wir hier überhaupt?«

In einer ungeheuer menschlich wirkenden Geste zuckte Shadow die Schultern. »Diese Stadt hat viele Namen, aber keiner ist wirklich wahr. Selbst wenn ich dir eine Bezeichnung nennen würde, könntest du damit nicht viel anfangen!«

»Und wie bist du hierhergekommen?«

Sie dachte einen Moment angestrengt nach, dann schüttelte sie den Kopf. Ein gequälter Ausdruck erschien auf ihrem Gesicht. »Bitte, Robert, frage nicht. Ich kann dir keine Antworten geben, die ich selbst nicht weiß. Ich bin einfach hier, denn ich wußte, daß ich dich hier treffen würde. Mehr weiß ich selber nicht.«

Gedankenverloren nickte ich. Wenn ich ehrlich war, hatte ich keine andere Antwort erwartet, auch wenn mir nicht klar war, woher dieses Wissen stammte. Etwas an allem hier war auf unbegreifliche Art absurd und falsch, doch ich kam nicht darauf, was es war. Etwas in mir schrie danach, Shadow einfach zu folgen, doch zugleich sträubte sich auch etwas in mir dagegen. Ich mußte mich zwingen, wieder an den Grund meines Hierseins zu denken.

»Kannst du mich zu Howard und den anderen bringen?« fragte ich.

Shadow nickte. Ein säuerlicher Ausdruck erschien auf ihrem Gesicht. Deutlich spürte ich die gekränkte Eitelkeit, die in der Bewegung mitschwang. »Wir müssen ins Zentrum der… Stadt. Dort wirst du Antworten auf viele Fragen finden. Aber das hat Zeit. Jetzt könntest du ohnehin nichts unternehmen. Erst mußt du wieder zu Kräften kommen.«

Ich konnte mir durchaus vorstellen, was sie darunter verstand, und der Wunsch, mich ihr einfach hinzugeben, wurde fast übermächtig in mir. Dennoch kämpfte ich dagegen an. Mir war das kurze Stocken in ihrer Stimme nicht entgangen, das darauf hindeutete, daß sie erst etwas ganz anderes hatte sagen wollen. Die El-o-hym wußte mit Sicherheit mehr, als sie bislang zugegeben hatte, auch wenn es mir

schwerfiel zu glauben, daß sie mich absichtlich hinterging.

»Was hat es mit dieser Stadt auf sich?« unternahm ich einen letzten Versuch, doch noch etwas aus ihr herauszubekommen. »Wer hat sie erbaut? Warum stehen alle die Gebäude leer?«

Shadow runzelte die Stirn. »Ich sagte doch schon, du wirst die Antworten auf viele Fragen noch bekommen, wenn die Zeit reif ist. Aber hier ist wirklich nicht der günstigste Ort zum Reden. Komm endlich mit.«

Ihre Finger strichen mit unendlicher Zärtlichkeit über mein Gesicht, und mein Widerstand schmolz dahin. »Was sollen wir in dem völlig leeren Haus?« begehrte ich ein letztes Mal auf, während ich mich schon von ihr wie ein kleiner Schuljunge in das Gebäude ziehen ließ.

»Wieso leer?« fragte Shadow verständnislos und machte eine weitausholende Bewegung mit der Hand. Zumindest so weitausholend, wie es die enge Kammer zuließ. Vor Entsetzen keuchte ich auf und taumelte zurück. Ich kannte diese Kammer. Necron hatte mich hier als ›Gast‹ eingesperrt; hier, tief im Inneren der Drachenfestung. Alles begann sich vor meinen Augen zu drehen. Mit einem Aufschrei riß ich mich von der El-o-hym los und schlug gepeinigt die Hände vors Gesicht.

»Robert, was ist mit dir?« vernahm ich Shadows Stimme wie aus weiter Ferne und spürte gleichzeitig ihre Hand auf meiner Schulter. »Komm endlich zu dir. Du hast geträumt.«

Geträumt!

Wie ein Donnerschlag hallte das Wort hinter meiner Stirn wider. Zögernd öffnete ich die Augen wieder. Immer noch befanden wir uns in der karg eingerichteten Kammer. Verwirrt schaute Shadow mich an.

»Du mußt aufwachen, Robert«, sagte sie eindringlich. »Was auch immer du geträumt hast, es ist vorbei.«

»Wo... wo sind wir. Shadow, ich...«

»Wo wir sind? Eine reichlich dumme Frage, findest du nicht? Schließlich hast du alle nur denkbaren Anstrengungen unternommen, um die Drachenburg zu erreichen.«

»Die Drachenburg«, echote ich und versuchte meine Benommenheit wegzublinzeln.

Geträumt. Alles nur ein Traum. Der Tod von Shadow, Necron, Shannon... die scheinbare Befreiung Priscyllas... unsere Rückkehr nach London... Sill el Mot... die Begegnung mit Sherlock Holmes... die Reise zu Nemos Stützpunkt – alles sollte nur ein Traum sein? Hatte unser Autor tatsächlich die Frechheit besessen, 17 Bände lang nur über einen Traum zu berichten? Na ja, zuzutrauen war es ihm.

Ich hatte den Beweis vor mir. Kein Wunder, daß Shadow noch am Leben war, wenn ihr Tod niemals stattgefunden hatte. Aber wenn sie nicht gestorben war, dann war es auch Necron nicht, und wir befanden uns immer noch zusammen mit Buffalo Bill Cody und Sitting Bull in seiner Gewalt. Und das Böse hatte niemals über Priscylla triumphiert.

(Das darf doch nicht wahr sein! Ich hoffe, ihr habt Band 30 noch nicht weggeworfen...)

»Ich muß zu Necron«, verkündete ich und schwang mich von der Pritsche.

»Aber Robert, du kannst nicht...«

»Hör mir zu, Shadow«, unterbrach ich sie. »Es kann sein, daß ich nur einen wirren Traum hatte, aber es kann auch sein, daß ich einen Blick in die Zukunft getan habe. Eine Zukunft, deren Verlauf ich unter allen Umständen verhindern muß. Du magst es lächerlich finden, aber es geht auch um dein Leben.«

Ich war mir bewußt, wie kitschig meine Worte klangen, aber mir fiel nichts anderes ein. Hastig wandte ich mich um, trat zu der Tür aus massiven Eichenbohlen und hämmerte mit der Faust dagegen. Shadow zog mich zurück und liebkoste erneut mein Gesicht. Noch bevor ich etwas sagen konnte, preßte sie ihre Lippen auf meinen Mund, und wieder erlosch mein Widerstand fast schlagartig.

»Gehen wir erst einmal ins Wohnzimmer«, sagte sie, als wir uns nach einigen Minuten schweratmend wieder voneinander lösten. Sie führte mich zu einer kleinen Tür im Hintergrund der Kammer, die mir zuvor nicht aufgefallen war. Erneut zerbrach die Wirklichkeit um mich herum, als wir hindurchtraten.

Wir befanden uns im Wohnzimmer meines Hauses am Ashton Place 9!

* * *

Von ohnmächtigem Zorn erfüllt starrte Nemo das riesige turmartige Gebäude an, in dem sich seine Gefährten befanden. Selbst inmitten dieser bizarren Stadt, in der sich hunderte verschiedener Baustile aneinanderreihten, wirkte es noch deplaziert. Nicht nur, daß der eckige Klotz keine der üblichen Verzierungen aufwies, seine Winkel schienen auf die gleiche unmögliche Art ineinander verformt wie der Stollen, der zu dem Tor geführt hatte, als hätte sich die Realität um eine Winzigkeit ins Absurde hinein verschoben.

Ein instinktives Gefühl warnte ihn. Es gelang ihm gerade noch rechtzeitig, sich hinter eine Hauswand zu ducken, als Es aus einer Nebenstraße auf das Gebäude zutrat. Nemos Herz schien einen schmerzhaften Schlag zu überspringen, als er die zweite, kleinere Gestalt erkannte, die dem Shoggoten folgte.

Es war Howard Lovecraft, der Mann, auf den er alle Hoffnungen gesetzt hatte. Auch er hatte seinen freien Willen verloren, wie seine ungelenken Bewegungen und der starre Gesichtsausdruck deutlich verrieten.

Der Anblick der willenlosen Marionette peitschte blinden Haß in Nemo hoch. Ohne bewußtes Zutun kroch seine Hand zum Griff des Revolvers, der immer noch in seinem Gürtel steckte. Es hatte es nicht für nötig befunden, ihm die Waffe abzunehmen. Wozu auch? Ein Mensch, der nicht einmal einen unabhängigen Gedanken zu fassen vermochte, konnte keine Waffe ziehen, und selbst wenn es ihm aufgrund irgendwelcher Umstände gelingen sollte, konnte eine solche Waffe dem Shoggoten nicht gefährlich werden.

Dieser Gedanke ernüchterte Nemo ein wenig. Gegen einen solchen Gegner war der Revolver nicht mehr als ein Kinderspielzeug. Er zog seine Finger vom Griff zurück. In hilflosem Zorn ballte er die Hände zu Fäusten und sah regungslos mit an, wie Howard dem Shoggoten mit den steifen, ungelenken Schritten eines Menschen, der einem fremden Willen gehorcht, in das Gebäude folgte.

Auch dann verharrte er noch minutenlang in seiner Deckung. Auch wenn er ahnte, daß ein Wesen wie Es nicht allein auf eine optische Wahrnehmung angewiesen war, verlieh die schützende Hauswand Nemo doch ein wenig trügerische Sicherheit. Der Shoggote mußte seine Flucht längst bemerkt haben, doch er kehrte nicht zurück, um die Verfolgung aufzunehmen.

Es gab einen Grund dafür, doch Nemo unterdrückte den Gedanken sofort mit aller Kraft. Wenn er zutreffen sollte, war von vorneherein

alles verloren. Howard war einst ein Master des Templerordens gewesen, und seine magische Kraft mochte ausreichen, das Unmögliche wahr werden zu lassen. Schon einmal hatte Nemo erlebt, wie Lovecraft die Grenzen der Zeit niedergerissen hatte. Schlimmstenfalls mochte er fähig sein, auch Nyarlathotep aus seinem Gefängnis hinter den Grenzen der Zeit zu befreien.

Es konnte noch tausende andere Gründe geben, warum Es sich nicht um seinen entflohenen Gefangenen kümmerte, und Nemo hoffte mit aller Inbrunst, daß einer von ihnen zutraf.

Dann durchzuckte ihn ein anderer Gedanke. Howard hatte ihm Hilfe versprochen, aber er hatte auch versprochen, nicht allein zu kommen, sondern Robert Craven mitzubringen. Der Gedanke an den Sohn seines Freundes Roderick Andara erfüllte Nemo mit zwiespältigen Gefühlen. Craven hatte das magische Erbe seines Vaters angetreten, aber noch nicht gelernt, es völlig zu beherrschen. Auch wenn er mehr als einmal bewiesen hatte, daß er unter den gegebenen Umständen ein würdiger Nachfolger Andaras war, erschien er Nemo manchmal noch zu ungestüm und leichtsinnig. Einfach ausgedrückt: noch ein wenig grün hinter den Ohren.

Die Lage war mehr als verzwickt.

Craven konnte sich ebenfalls in dieser mysteriösen Stadt aufhalten und ihm nach Howards Niederlage vielleicht als einziger Mensch helfen. Wenn er sich aber auf die Suche nach dem Hexer machte, bestand die Gefahr, sich in dem Labyrinth hoffnungslos zu verirren. Dennoch entschloß Nemo sich dazu. Wenn Craven wirklich hier war, mußte er ihn finden. Nur gemeinsam mit ihm konnte er hoffen, Es zu bezwingen. Und wenn der Hexer nicht mitgekommen war…

Nemo brauchte nicht viel Phantasie, um sich sein Schicksal für diesen Fall vorzustellen.

Nach wenigen Minuten bereute Nemo seinen Entschluß bereits, die bizarre Stadt zu durchsuchen. Das war der Zeitpunkt, zu dem er merkte, wie verwinkelt das Labyrinth wirklich war. Es war absolut hoffnungslos, hier jemanden zu finden. Seine einzige Chance lag in einer Rückkehr zu dem turmartigen Klotz. Verzweifelt hielt er nach bekannten Punkten Ausschau, doch so verschieden die Gebäude auch waren, schienen sich alle auch auf unbegreifliche Art zu gleichen. Irgendwo tief in seinem Geist glaubte er ein häßliches, abgrundtiefes böses Lachen zu hören.

Obwohl er sich kaum mehr als hundert Schritte von dem Klotz entfernt hatte, dauerte es mehr als zwei Stunden, ihn wiederzufinden, und als er den Ausgangspunkt seiner Odyssee wieder erreicht hatte, konnte er kaum glauben, daß es ihm überhaupt gelungen war.

Nichts schien sich verändert zu haben. Aus dem Inneren des Gebäudes drang immer noch der monotone Singsang aus unverständlichen Lauten.

Besorgt blickte er zum Himmel. Die Sonne war merklich tiefer gesunken, und es konnte nicht mehr lange dauern, bis sie ganz hinter dem Horizont versinken würde.

Als er den Blick wieder senkte, stockte Nemo der Atem.

Kein Wunder. Es geschah nicht oft, daß man dem leibhaftigen Teufel gegenüberstand.

* * *

Ich versuchte etwas zu sagen, aber meine Kehle war wie zugeschnürt, und ich brachte nicht mehr als ein trockenes Krächzen zustande. Gerade noch war ich in einer Zelle in Necrons Drachenburg gewesen, und nun befand ich mich plötzlich in London.

Drachenburg? Necron? Die Gedanken führten einen wirren Tanz in meinem Kopf auf, und nach Sekunden hatte ich sie bereits wieder vergessen. Die Drachenburg lag irgendwo in Amerika, und dort war ich nicht mehr gewesen, seit ich mit meinem Vater nach England aufgebrochen war.

»Robert, was ist mit dir?« vernahm ich Shadows Stimme. Die Worte kamen mir seltsam vertraut vor, ohne daß ich sie einzuordnen wußte. Es war diese seltsame Art von deja-vu-Erlebnissen, die man immer für Erinnerungen hielt, auch wenn sie in Wirklichkeit meist nur Visionen darstellten. Dennoch wußte ich Shadows nächste Worte bereits im voraus.

»Es war nur ein Traum«, nahm ich ihr die Worte vorweg. Nicht weil ich wirklich davon überzeugt war – in diesen Minuten war ich viel zu verwirrt, um von irgend etwas anderem, als daß ich lebte, überzeugt zu sein –, sondern weil etwas in mir mich dazu trieb. Ich wollte nicht, daß sie mir erst erzählte, daß ich geschlafen hatte.

Beinahe willenlos ließ ich mich von ihr zu einer Couch führen. Ihre Finger kraulten sanft meinen Nacken. Sie zog mich zu sich heran und küßte mich. Die Berührung ihrer Lippen wühlte wie Feuer in mir, und für eine Weile vergaß ich alles, was mich bedrückte. Ich schloß meine Augen und gab mich ganz ihren Händen und Lippen hin.

Bis ich plötzlich glaubte, schleimige schuppige Tentakel zu spüren, die über mein Gesicht strichen.

Der Gedanke war völlig abwegig, aber er zerbrach die Illusion. Mit einem unbeherrschten Schrei sprang ich auf, sprengte den Griff der Arme um meinen Kopf – und blickte in Shadows fassungsloses Gesicht. Natürlich befand sich kein tentakelschwingendes Schleimmonster bei mir. Immer noch befanden wir uns in meinem Wohnzimmer, aber etwas an der Umgebung schien auf unbegreifliche Art falsch zu sein. Ich ließ meinen Blick durch den Raum schweifen. Die Gegenstände schienen zu flackern und mit jeder Sekunde mehr an Substanz zu verlieren. Auch wenn sich jedes Detail am gleichen Platz wie seit Jahren befand, war dies nicht das Zimmer, in dem ich so oft mit Howard und...

Howard!

Es war, als würde irgendwo in mir ein Schleier zerreißen, der meinen Blick bislang getrübt hatte. Mit einem Male konnte ich mich an alles erinnern. Ich hatte keineswegs geträumt, und wenn Shadow es mir hundert Mal einzureden versuchte. Die Drachenburg existierte schon seit mehr als einem halben Jahr nicht mehr, und Necron war mit ihr untergegangen. Und ich befand mich auch nicht mehr in London. Ich war zusammen mit Howard an Bord der NAUTILUS zu Nemos Stützpunkt aufgebrochen, und Howard war von dem Shoggoten überwältigt worden. Die ganze Zeit über hatte ich nicht mehr an ihn gedacht, und daran war keineswegs nur mein allmählich altersschwaches Gedächtnis schuld.

(Puh... Schwein gehabt! Der HEXER spielt eben doch nicht in Dallas...)

Zornig blickte ich auf die El-o-hym herab.

»Versuche so etwas nie wieder!« herrschte ich sie an. »Ich weiß nicht, was du gemacht hast und was du damit bezweckst, aber laß es, oder ich...«

»Oder was?« unterbrach sie mich mit einschmeichelnder Stimme, die mir mehr als alles andere zeigte, wie lächerlich es im Grunde war, einem Engel drohen zu wollen. Wütend ballte ich die Fäuste.

»Robert, ich habe nichts getan, was dir schaden könnte«, fuhr sie rasch fort und machte eine weitausholende Geste. Das Zimmer wurde wieder zu dem, was es vorher war. Nicht mehr als ein leerer Raum in einem leeren Gebäude. »Du bist erschöpft, auch wenn du es nicht wahrhaben willst. Und außerdem haben wir uns so lange nicht gesehen, und ich…«

»Und du kannst nicht wieder Priscyllas Gestalt annehmen, um meine Liebe zu erschleichen«, stieß ich hervor, härter, als ich eigentlich beabsichtigt hatte. Ihre Ruhe und ihr mitleidiges Lächeln trieb mich zur Raserei. Obwohl meine Worte ihr Schmerzen bereiten mußten, und der Vorwurf unberechtigt war, schluckte ich die Entschuldigung hinunter, die mir auf der Zunge lag. Ich kam nicht gegen den Zorn an, der plötzlich in mir war, wußte nicht einmal, woher er kam. Das Gefühl, mich in einer völlig absurden, inszenierten Situation zu befinden, hatte sich mit dem Verschwinden der Möbel keineswegs verringert.

Das Wesen, das vor mir stand, war nicht die Shadow, die ich gekannt hatte. Ich konnte mir nicht einmal entfernt vorstellen, was sie in den letzten acht Monaten durchgemacht hatte, aber ich konnte die mit ihr vorgegangenen Veränderungen spüren. Wenn ich sie beleidigte, so diente es mir als Ventil, um meine Hilflosigkeit durch Grobheit zu überspielen, und war zugleich ein Versuch, endlich ein wahres Gefühl an ihr zu entdecken.

Doch selbst jetzt erschien mir der Ausdruck von Schmerz auf ihrem Gesicht noch gespielt, wie bei einer äußerlich makellosen Puppe, der man nur eines nicht hatte mitgeben können: eine Seele.

Was hat man nur mit ihr gemacht? dachte ich entsetzt.

Mit aller Kraft kämpfte ich gegen meinen Zorn an und räusperte mich. »Du hast gesagt, daß du mich zu Howard bringen kannst«, wechselte ich das Thema.

Shadow nickte.

»Dann bring mich hin«, forderte ich und versuchte, alle Härte, die ich aufzubringen in der Lage war, in meine Stimme zu legen. »Jetzt sofort.«

Ohne ein weiteres Wort wandte sie sich zum Ausgang und trat auf die Straße. Ihr Gesicht war maskenhaft starr. Hastig folgte ich ihr.

Die Sonne war merklich tiefer gesunken und hatte sich rötlich

verfärbt. Sie schien den ganzen Himmel in flüssiges Feuer zu tauchen. Auch auf die Gebäude blieb die Veränderung nicht ohne Wirkung. Ihr vormals strahlender Glanz hatte sich auf den unteren, in Schatten getauchten Metern in ein mattes Grau verwandelt und jeden Rest von Schönheit verloren,

»Uns bleibt nicht viel Zeit«, drang Shadows Stimme in meine Gedanken. »Es kann nicht lange dauern, bis die Sonne untergeht. Bis dahin müssen wir den Shoggoten gefunden haben. Bei Nacht steigert sich seine Macht um ein Vielfaches.«

Ich musterte sie unsicher. Ihre Gestalt schien sich der veränderten Umgebung anzupassen, ebenfalls dunkler und grau zu werden. Ihre Flügel verloren ihre Anmut und erinnerten an farbloses Gestein. Bei Nacht sind alle Katzen grau, durchfuhr es mich. Ihre plötzliche Eile, die so gar nicht zu ihrem vorherigen Verhalten passen wollte, irritierte mich.

Ich folgte ihr durch das Labyrinth der verwinkelten Straßen, in denen ich mich schon nach wenigen Yards hoffnungslos verirrt hätte. Die El-o-hym fand den Weg mit traumwandlerischer Sicherheit.

Mir fiel auf, daß sie immer wieder den Kopf zum Himmel wandte. Man konnte das Sinken der Sonne fast mit bloßem Auge verfolgen. Es sah aus, als würde der glutrote Ball von den spitzen Türmen aufgespießt, und mit jeder Handbreit, die er sich tiefer senkte, schien Shadow ein wenig von ihrer Stofflichkeit einzubüßen.

Wir rannten mittlerweile so schnell, wie wir nur konnten, durch die endlosen toten Straßenschluchten. Die Fenster der Gebäude erschienen mir wie höhnisch starrende Fenster, und die türlosen Eingänge wie gierig aufgerissene Mäuler.

Dann versank auch der letzte Zipfel der Sonne hinter den Dächern.

Im gleichen Moment brach Shadow zusammen. Sie taumelte und versuchte, sich an einer Hauswand abzustützen, bevor sie vollends den Halt verlor und zu Boden stürzte. Mit zwei Schritten war ich bei ihr und ließ mich auf die Knie sinken. Ihr Gesicht war von Schmerz verzerrt.

»Flieh, Robert«, wimmerte sie. »Es... es ist nicht mehr weit. Das große Haus am... am Ende der Straße. Lauf weg.«

Ich schüttelte den Kopf. Wie fortgewischt war aller Zorn, den ich zuvor für sie empfunden hatte. Ich wußte nicht, was mit ihr geschah,

aber keinesfalls würde ich sie noch einmal allein lassen, nicht um alles in der Welt.

»Nein«, stöhnte sie mit ersterbender Stimme.

Sie zitterte am ganzen Körper, dennoch bäumte sie sich auf und hob die Hand, als versuchte sie mich fortzuscheuchen. Die Bewegung war so schwach, daß ich sie fast nur ahnen konnte. »Lauf«, hauchte sie noch einmal. »So lauf doch endlich!«

Wieder schüttelte ich stur den Kopf. Ich beugte mich über sie und versuchte sie aufzurichten. Es blieb beim Versuch.

Eine bläulich funkelnde Aura breitete sich über ihren Körper aus. Ein Blitz zuckte auf, und Strom von ungeheurer Intensität fuhr wie ein feuriges Schwert durch meinen Arm, als ich sie berührte. Ich schrie auf und wurde von einer unsichtbaren Faust zurückgeschleudert. Ein stechender Schmerz fuhr durch meinen Rücken, als ich auf das Pflaster prallte. Der Stockdegen entglitt meinen Fingern, ohne daß ich es bemerkte. Noch immer schreiend richtete ich mich auf und kroch auf Händen und Knien zu Shadow zurück.

Zu dem Wesen, das einmal Shadow gewesen war.

* * *

Wie ein Geflecht blutigroter Flammen trafen die letzten Sonnenstrahlen Shadows Körper und hüllten ihn ein. Dennoch erkannte ich sofort, daß die grauenvolle Veränderung, die sie durchmachte, nicht allein darauf zurückzuführen war. Ihre Haut schien in Sekundenschnelle um Jahre zu altern, zerfloß vor meinen Augen, und irgend etwas Anderes, Rötliches kam unter der Maske ihrer engelhaften Züge zum Vorschein.

»Flieh doch, Robert«, wimmerte sie noch einmal mit letzter Kraft.

Entsetzt prallte ich zurück. ›Nein!‹ hämmerte eine Stimme in mir Nein, nicht DAS!

»Shadow!« schrie ich und wußte gleichzeitig, daß sie mich nicht hörte.

Ich hatte schon einmal, ein einziges Mal nur, erlebt, daß der andere Teil ihres Ichs die Oberhand über ihren Körper gewann. Die ganze Zeit über, die ich sie gekannt hatte, hatte ich geglaubt, daß sie den

finsteren Teil ihrer Seele niedergerungen hätte, und erst jetzt wurde mir bewußt, daß ich mich die ganze Zeit einer Täuschung hingegeben hatte. Wie in jedem Menschen ruhten auch in der El-o-hym Gut und Böse nebeneinander, aber trotz der Entwicklung, die sie durchgemacht hatte, war sie niemals ganz ein Mensch geworden. In ihrem Charakter rangen ständig die beiden absoluten Extreme miteinander um die Oberhand über den Körper. Ich hatte sie als Engel kennengelernt, als Wesen des überirdisch Guten. Doch zugleich verkörperte sie auch das gestaltgewordene Böse.

Den Teufel, oder wie immer Menschen es genannt hatten.

Einige Sekunden war ich unfähig, mich zu rühren, erstarrte mitten in der Bewegung. Es waren genau die Sekunden, die sie brauchte, um ihre Verwandlung zu vervollkommnen. Als ich endlich wieder zu mir kam, war es bereits zu spät, um noch rechtzeitig zu reagieren.

Ein Hieb der dunklen Fledermausschwingen, zu denen ihre strahlenden Flügel geworden waren, traf mich mit aller Wucht. Ich wurde von den Füßen gerissen und meterweit zurückgeschleudert. Für einen Sekundenbruchteil wußte ich nicht mehr, wo oben und wo unten war. Instinktiv riß ich die Arme hoch und schützte meinen Kopf.

Der Aufprall betäubte mich fast. Es schien mir das Rückgrat zu spalten. Für Sekunden bestand mein Körper nur noch aus brennendem, verzehrendem Schmerz.

Ich ahnte den schwarzen Schatten über mir mehr, als ich ihn sah. Verzweifelt schrie ich auf und warf mich abermals zur Seite.

Die dolchartigen Klauen verfehlten mein Gesicht nur um Zentimeter. Dicht neben meinem Kopf bohrten sie sich in den Boden, rissen Pflastersteine aus dem Erdreich und zermalmten sie. Ein Schuß klang auf, dem gleich darauf ein wuterfüllter, unmenschlicher Schrei folgte.

Eine zweite Gestalt war hinter der El-o-hym erschienen und prügelte mit den Fäusten auf sie ein. Es war ein groteskes Bild, wie der Unbekannte auf den entsetzlichen Dämon einschlug, aber auch wenn die Aktion nur von Verzweiflung diktiert war, bekam ich Gelegenheit, mich auf die Füße zu quälen und den Stockdegen zu packen.

Mit einem einzigen Schlag ihrer Schwingen befreite sich Shadow – oder das Wesen, zu dem die El-o-hym geworden, war – von ihrem Gegner. Wie ein lästiges Insekt schleuderte sie ihn von sich und wandte sich wieder mir zu.

Ich zögerte fast einen Augenblick zu lange. Das Wesen vor mir war immer noch Shadow, trotz der Teufelsfratze und der gebogenen Hörner, die aus ihrer Stirn wuchsen. Aber wenn ein Engel nicht sterben konnte, wie sie gerade bewiesen hatte...

Ich überlegte nicht länger. Mit aller Kraft stieß ich den Stockdegen vor. Die Abwehrbewegung des Dämons kam zu spät. Die dünne Klinge bohrte sich in seine Brust.

Im gleichen Moment ging die Sonne vollends unter – und Shadow verschwand!

Der Himmel glühte auch jetzt noch ein wenig nach, und das Licht reichte gerade aus, mich meine Umgebung erkennen zu lassen. Es war eine andere, unbeschreibliche Art von Licht, das keine erkennbare Quelle hatte, sondern einfach da war. Dennoch gewöhnten meine Augen sich rasch daran.

Shadow war nicht geflohen oder durch den Stockdegen ums Leben gekommen – obwohl unsere Begegnung deutlich bewiesen hatte, daß Engel wirklich nicht sterben konnten.

Sie war einfach nicht mehr da. Der Platz, an dem sie noch vor einer Sekunde gestanden hatte, war leer, als hätte es die El-o-hym nie gegeben.

Verwirrt schaute ich mich um. Den Degen hielt ich immer noch krampfhaft in der Hand, doch Shadow blieb verschwunden.

Ein unterdrücktes Stöhnen drang an meine Ohren. Rasch eilte ich zu dem Unbekannten, der mir zu Hilfe gekommen war, und der nun einige Schritte entfernt in verkrümmter Haltung auf dem Boden lag. Erst als ich mich zu ihm herabbeugte, erkannte ich ihn.

Es war Nemo.

Stöhnend preßte er die Hände gegen den Kopf und wälzte sich hin und her. Der Hieb hatte die Haut an seiner Stirn aufplatzen lassen. Vorsichtig tupfte ich das Blut mit meinem Taschentuch ab. Die Verletzung sah schlimmer aus, als sie war.

»Robert«, murmelte er und versuchte sich aufzurichten. Ich mußte ihn stützen. Taumelnd kam er auf die Beine. Mir fiel auf, daß er sich nicht einmal nach der El-o-hym umschaute, als wäre ihr Verschwinden die natürlichste Sache der Welt. Für mich war sie es keineswegs.

»Was hat das zu bedeuten?« fragte ich unsicher. »Wo ist Shadow geblieben?«

»Shadow? Du meinst dieses Monstrum?« Nemo machte eine vage Handbewegung. »Meine Güte, brummt mir der Kopf. Für eine Traumgestalt war der Hieb nicht von schlechten Eltern.«

»Traumgestalt?« Ich packte ihn an den Schultern und lockerte den Griff erst, als er schmerzvoll das Gesicht verzog. »Zum Teufel, ich will endlich wissen, was hier vorgeht.«

Er streifte meine Hände ab. »Wenn du mich endlich ausreden ließest, könnte ich dir auch alles erklären. Du weißt was mit Howard passiert ist?«

»Ich habe nur gesehen, daß der Shoggote ihn ebenfalls unter seinen Willen gezwungen hat.«

»Das meine ich. Mir ist es nicht anders ergangen. Es ist ein Diener der GROSSEN ALTEN und versucht, einen von ihnen wieder zum Leben zu erwecken.«

»Es?«

»Dieses Tentakelmonster. Es hat keinen Namen. Sein Ziel ist es, seinen Meister zu beschwören. Da es allein zu schwach ist, hat es meine Leute zu sich gerufen. Mich hat es nicht ganz unter seinen Willen zwingen können. Als es verschwand, um euch zu überwältigen, konnte ich den Bann brechen und fliehen. Aber während der Zeit meiner Beeinflussung habe ich eine Menge über Kadath erfahren.«

Kadath. Der Begriff hallte hinter meiner Stirn wider. Es war nicht das erste Mal, daß ich ihn vernahm, doch ich wußte ihn nicht sofort einzuordnen.

Nemo bemerkte mein Stirnrunzeln. »Kadath ist eine von den GROSSEN ALTEN geschaffene künstliche Welt«, fuhr er fort. »Nichts anderes als ein gestaltgewordener Traum.«

»Du willst sagen, dies alles existiert gar nicht wirklich?« unterbrach ich ihn. »Mir kommt es aber verdammt real vor.«

»Das ist es auch. Frag mich nicht nach Einzelheiten. Mit solchen magischen Phänomenen müßtest du dich eigentlich besser auskennen. Diese Stadt ist nur ein winziger Teil Kadaths, ein Vorposten sozusagen. Hier kann man Einfluß nehmen auf die Existenz der Umgebung, kann

sie nach seinem Willen selber formen, solange es hell ist. Das magische Erbe deines Vaters muß stark genug dafür gewesen sein.« Er grinste humorlos. »Ich an deiner Stelle hätte mir allerdings etwas Angenehmeres eingebildet als diese Dämonenkreatur.«

Die Erkenntnis ließ mich schwindeln. Für einen Augenblick drehte sich alles vor meinen Augen, und ich mußte mich an einer Hauswand abstützen. Nur am Rande registrierte ich, daß sie nicht mehr kristallin war, sondern aus schwarzem, pockigem Gestein bestand.

Die ganze Schönheit der Stadt sollte nicht mehr als Einbildung gewesen sein? Nur langsam dämmerte mir, was vorgefallen war. Auf dem Turm hatte ich flüchtig an eine El-o-hym gedacht. Mein Unterbewußtsein mußte Shadow daraufhin erschaffen haben. Das Gefühl der Absurdität, das ich die ganze Zeit über gehabt hatte, ihr seltsames Verhalten, die wechselnde Zimmereinrichtung... langsam fügte sich alles zu einem Gesamtbild zusammen.

»Ich verstehe«, murmelte ich dumpf.

Für mich brach eine Welt zusammen. Die ganze Zeit über hatte es Shadow nicht gegeben. Ihre Auferstehung von den Toten, das Streicheln ihrer Hände, unsere Küsse – alles nichts weiter als eine Illusion, die an diesem verrückten Ort für ein paar Stunden Realität geworden war.

Voller verzweifelter Wut hämmerte ich mit der Faust gegen eine Wand. Den Schmerz spürte ich kaum. Mit Nemos Erklärung war etwas in mir gestorben. Eine noch längst nicht verheilte Wunde war wieder aufgebrochen, und ich spürte nichts als Leere in mir, in der ein immer stärker werdender Haß keimte.

»Beim Untergang der Sonne ist die Illusion verschwunden«, fuhr Nemo fort. »Ich weiß nur, daß es so ist, nicht, warum. Aber anscheinend geschah es genau im richtigen Augenblick. Auch wenn es diese Kreatur nicht gegeben hat, hättest du sterben können, wenn du nur fest genug daran geglaubt hättest.«

»Nenn sie nicht Kreatur!« schrie ich ihn an. Ich wollte ihn erneut packen, doch dann wurde mir noch rechtzeitig bewußt, daß er Shadow schließlich nur in ihrer Dämonengestalt gesehen hatte. »Verzeih«, murmelte ich und ließ die Hände wieder sinken. »Sie ist nicht nur das, was du gesehen hast«, fügte ich nach einer kurzen Pause hinzu.

Nemo starrte mich einen Moment lang irritiert an, als erwarte er eine

weitere Erklärung, doch ich hatte nicht die geringste Lust, ihm zu erzählen, wer Shadow wirklich war. Als ich beharrlich schwieg, zuckte er mit den Schultern und deutete auf den massiven Klotz vor uns, der sich als einziges Bauwerk nicht verändert zu haben schien.

»Howard und meine Leute sind dort drinnen«, sagte er. »Ich weiß kaum etwas über die GROSSEN ALTEN, aber es würde sicherlich nicht angenehm, wenn Es Nyarlathotep tatsächlich erwecken würde.«

Ich lachte bitter auf.

»Es wäre das Ende der Welt, und das ist nicht nur so dahingesagt. Aber es wird nicht geschehen. Solange die SIEBEN SIEGEL DER MACHT nicht zusammengefügt werden, können die GROSSEN ALTEN nicht erwachen.«

»Auch dann nicht, wenn ein ehemaliger Time-Master des Templerordens die Grenzen der Zeit einreißt und einen Durchbruch zu der Zeit vor der Verbannung schafft?«

Nemos Worte trafen mich wie ein Schlag. Längst verdrängt geglaubte Erinnerungen schoben sich wieder in meine Gedanken. Die Hexer von Salem hatten einst Yog-Sothoth beschworen, um meinen Vater zu töten, und dadurch dreizehn der GROSSEN ALTEN aus ihrem ewigen Schlaf erweckt. Seither versuchten sie den Kerker zwischen den Dimensionen, in dem sie gefangen waren, zu sprengen. Und damit hatte all das Leid begonnen. Ein eisiger Schauer lief über meinen Rücken. Ich wurde mit einem Mal blaß. Sehr blaß.

»Wir müssen es unter allen Umständen verhindern«, preßte ich hervor und packte den Griff des Stockdegens fester.

»Zu spät«, antwortete Nemo und deutete auf den Eingang des Gebäudes.

* * *

Lautlos wie eine Armee gleitender Schatten waren Nemos Leute aus dem Gebäude getreten. Ihre Augen blickten starr wie Glaskugeln, und in ihren Gesichtern zeigte sich nicht die geringste Spur von Leben. Mit abgehackten, aber dennoch raschen Bewegungen schwärmten sie aus und begannen uns in einem großen Kreis zu umzingeln.

»Wir müssen fliehen«, keuchte Nemo neben mir. »Wir haben keine

Chance…«

»… jemals wieder hierher zurückzufinden, wenn wir jetzt blindlings davonlaufen«, fiel ich ihm ins Wort, ohne die Sklaven des Shoggoten eine Sekunde aus den Augen zu lassen. Howard befand sich nicht unter ihnen, und auch der Shoggote war nirgendwo zu sehen, was die nagende Furcht in mir noch steigerte.

Nemo schaute mich einen Augenblick lang an, dann senkte er den Blick. Er wußte, daß ich recht hatte. Die Entscheidung würde jetzt und hier fallen. Eine Flucht war unmöglich.

Etwas war im Inneren des Turmes geschehen, das mit einem Schlag alles verändert hatte, auch wenn ich noch nicht wußte, was es war. Stundenlang hatten die Beeinflußten sich nicht um uns gekümmert; nun hatten sie den Turm verlassen und würden uns nicht mehr entkommen lassen.

Sicher, sie standen noch nicht in unserem Rücken. Wir hätten fortlaufen können und wären wahrscheinlich sogar schneller gewesen als die Beeinflußten, aber es hätte nichts geändert. Instinktiv spürte ich, daß sie uns diesmal nicht mehr unbehelligt würden ziehen lassen.

»So tu doch was«, stieß Nemo fast flehentlich hervor. Er fingerte nervös an seiner Pistole herum. Außer seiner Kapitänsuniform erinnerte nichts mehr an ihm an den Mann, als den ich ihn bei unserer ersten Begegnung kennengelernt hatte, und dem die Legenden Menschenverachtung nachsagten. In gewisser Hinsicht stimmte das sogar. Nemo war lange Zeit vom Haß auf die Menschheit verblendet gewesen, aber trotz allem war er auch ein gerechter Mann.

Die Menschen, die uns gegenüberstanden, waren nicht nur geistlose Sklaven des Shoggoten, sondern sie waren in erster Linie immer noch seine Männer. Menschen, die sich ihm angeschlossen hatten, weil sie seinen Traum von einer vereinten, friedlichen Welt teilten, die ihm vertraut hatten und ihm nun plötzlich ohne eigenes Verschulden als Feinde gegenüberstanden.

Ich zweifelte nicht daran, daß er sie in Notwehr niederschießen würde, um sein eigenes Leben zu retten. Es ging nicht nur um uns beide, sondern vielleicht wieder einmal um das Schicksal der ganzen Welt, auch wenn es sich wie eine abgedroschene Phrase anhörte. Nemo befand sich zwischen den Fronten und in einem unlösbaren Gewissenskonflikt. Ich drückte seine Waffenhand herunter, bevor er noch größeres Unheil anrichten konnte.

»Nicht auf diese Art«, sagte ich bestimmt. »Steck die Pistole weg.« Immer noch ließ ich die Beeinflußten, die den Kreis um uns immer mehr schlossen, nicht aus den Augen.

Gleichzeitig tastete ich behutsam nach ihren Gedanken. Ich spürte, wie sich die Hypnose des Shoggoten meinen Bemühungen entgegenstellte. Verbissen kämpfte ich gegen den Widerstand an. Ihr seid frei! hämmerte ich wieder und wieder in die Gedanken der Menschen, spürte aber gleichzeitig, daß mein Befehl sie nicht erreichte. Dafür nahm ich eine andere Quelle unglaublich starker Magie wahr, die nichts mit der Hypnose zu tun hatte und aus dem Gebäude drang. Was auch immer dort drinnen vorging, es war noch nicht abgeschlossen.

Nach einigen Sekunden gab ich den sinnlosen Kampf gegen den fremden Einfluß auf. Die Hypnose war zu stark; ich vergeudete lediglich meine Kraft.

Der große Kreis um uns hatte sich mittlerweile geschlossen, und langsam traten die Besessenen näher. Ich steckte den Stockdegen in seine hölzerne Hülle, so daß er wieder wie ein harmloser Spazierstock aussah. Dann packte ich ihn am unteren Ende, um den massiven Knauf wie eine Keule einsetzen zu können.

»Ins Gebäude«, raunte ich Nemo zu. Ohne eine Bestätigung abzuwarten, stürmte ich vor.

Den ersten Beeinflußten rannte ich schlichtweg über den Haufen, noch bevor er meinen Plan erfaßte. Eine Hand packte meine Jacke und wirbelte mich herum. Im letzten Moment konnte ich mich unter dem sofort nachfolgenden Faustschlag ducken.

Ein weiterer Schlag traf meine Brust und preßte mir die Luft aus den Lungen. Ich krümmte mich und kassierte einen saftigen Hieb in den Nacken. Im letzten Moment konnte ich den Kopf ein wenig zur Seite nehmen, so daß ich dem Schlag die ärgste Wucht nehmen konnte. Dennoch wallten für einige Sekunden nur noch dunkle Nebel vor meinen Augen.

Halbblind schlug ich mit dem Stockdegen zu. Ein schriller, wütender Schrei drang wie aus weiter Ferne an meine Ohren. Ich schlug und trat blindlings um mich, doch ich hätte ein Dutzend Arme und Beine gebraucht, um mich der alleinigen Masse der Besessenen zu erwehren und alle Schläge abzuwehren, die auf mich niederprasselten.

Eine Faust traf meine Lippe und ließ sie aufplatzen. Ich spürte warmes

Blut über mein Kinn rinnen. Die Beine gaben unter dem Gewicht meines Körpers nach. Ich sank in die Knie, die Hand immer noch verzweifelt um den Stockdegen gekrampft.

Stöhnend quälte ich mich wieder auf die Beine und hob in einer in meinem Zustand mehr als lächerlich anmutenden Drohung den Degen. Einen Augenblick lang glaubte ich tatsächlich, die Besessenen würden aus Furcht vor dem Shoggotenstern zurückweichen, bis mir endlich bewußt wurde, was für ein Narr ich gewesen war.

Nicht ein einziger Faustschlag wäre nötig gewesen. Die Besessenen bildeten freiwillig eine Gasse und gaben mir den Weg ins Gebäude frei. Aber ich Idiot hatte ja mit dem Kopf durch die Wand gewollt. Sie hatten sich lediglich gegen meinen Angriff zur Wehr gesetzt.

Benommen schaute ich mich um. Nur wenige Schritte von mir entfernt lag Nemo auf dem Boden. Sein linkes Auge begann bereits zuzuschwellen. Es würde eine Weile dauern, bis er wieder zu Bewußtsein kam. Er wäre mir wohl ohnehin keine große Hilfe gewesen, bei dem, was mich erwartete.

Niemand machte Anstalten, mir den Stockdegen abzunehmen. Eine weitere Demütigung, mit der Es mir seine Überlegenheit demonstrierte. Der Shoggote wußte, daß ich ihm auch mit dieser Waffe nicht gefährlich werden konnte. Trotzdem packte ich den Degen wieder am Knauf und zog ihn aus der Hülle.

Mit einem letzten zögernden Rundblick trat ich in das Gebäude – und hinein in den Wahnsinn.

* * *

Das entsetzliche Monstrum übertraf an Schrecklichkeit alles, was ich bisher gesehen hatte. Mit einem erstickten Schrei prallte ich zurück. Ich wollte die Hände vors Gesicht schlagen, um diesen gestaltgewordenen Alptraum aus Panzerplatten, hornigen Stacheln und messerscharfen Klauen und Reißzähnen nicht länger anblicken zu müssen, aber ich war wie gelähmt.

Nur ganz langsam breitete sich in mir die Erkenntnis aus, daß es sich um ein lebloses Standbild handelte, aber neben seiner Scheußlichkeit verblaßte selbst der Shoggote zu einem geradezu niedlichen Kuscheltierchen.

Neben dem protoplasmatischen Wesen stand Howard. Der Anblick des drachenartigen Monstrums hatte mich schockiert, aber Howards Aussehen erschütterte mich.

In den wenigen Stunden, die wir getrennt waren, schien er um Jahrzehnte gealtert. Dicke, schwarze Ringe lagen unter seinen Augen, als hätte er seit Wochen nicht mehr geschlafen. Sein Gesicht zeigte immer noch keine Gefühlsregung, aber es war nicht mehr als eine Maske der Erschöpfung. In Abständen von wenigen Sekunden durchlief ein krampfhaftes Zucken seinen Körper. Was auch immer der Shoggote ihm angetan hatte, es mußte Howards Kraftreserven um ein Vielfaches überschritten und ihn dicht an den Abgrund des Todes getrieben haben. Vor mir stand nicht viel mehr als eine ausgebrannte, leere Hülle.

Kalte Wut loderte in mir hoch. Ich konzentrierte mich mit aller Kraft, versuchte erneut, das magische Erbe meines Vaters zu wecken. Etwas Finsteres begann sich zögernd tief in mir zu regen, und ich verstärkte meine Anstrengungen noch. Es war schwer, unendlich viel schwerer als sonst. Im Laufe der Jahre hatte ich gelernt, die Kräfte in meinem Inneren einigermaßen zu beherrschen und sie meinem Willen zu unterwerfen, aber jetzt hatte ich immer wieder das Gefühl, mit meinen tastenden Gedankenfingern ins Leere zu stoßen. Genau wie zuvor blockierte etwas wie eine massive Wand meine Anstrengungen. Ich begriff, daß es an der Umgebung liegen mußte, der alles umfassenden Aura des körperlich wahrnehmbaren Bösen, die sich meinen Bemühungen entgegenstemmte. Noch einmal kämpfte ich mit aller Kraft gegen das Hindernis an. Ich spürte, wie es nachgab und zerbröckelte, und dann...

Schmerz zuckte durch mein Gehirn, als ein greller Blitz in meinem Unterbewußtsein explodierte und mein Denken mit der Wucht eines Orkans überschwemmte. Mein Kopf schien zu platzen. Es war, als ob ich im Zentrum eines ausbrechenden Vulkans stünde. Glühende Lava schien durch meine Adern zu rinnen und meinen Körper mit einem Geflecht feuriger Schmerzen zu durchziehen.

Ich schrie gepeinigt auf und preßte die Hände an die Schläfen. Kraftlos taumelte ich zwei Schritte weit zurück, bevor ich den Halt verlor und in die Knie brach.

Ich wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war, bis die Schmerzen langsam nachließen, um dann von einem Moment zum anderen ganz zu verschwinden. Ich quälte mich wieder auf die Beine und kämpfte gegen das Zittern meiner Hände an.

»Sei willkommen, Robert Craven«, vernahm ich eine lautlose, ungeheuer mächtige Stimme in meinem Geist. »Ich habe dich erwartet.«

»Erwartet?« keuchte ich ungläubig. »Ein Befehl an deine Sklaven hätte gereicht, mich schon vor Stunden herzuschleifen. Komm schon, und töte mich. Das ist es doch, was du vorhast.«

»Dich töten? Ja, du wirst sterben, aber zuvor wollte ich noch den Menschen kennenlernen, der uns solche Schwierigkeiten bereitet hat.«

UNS!

Er hatte uns gesagt, und es dauerte einen Augenblick, bis mir die Bedeutung dieses winzigen Wortes vollends zu Bewußtsein kam. Und selbst dann weigerte sich mein Verstand noch, sie völlig zu erfassen. Die einzelnen Mosaiksteinchen formten sich in meinem Geist zu einem Bild grenzenlosen Grauens. Howards völlige Erschöpfung, das lange Abwarten des Shoggoten, das Verhalten von Nemos Leuten vor dem Gebäude – mit einem Mal ergab alles einen Sinn, von dem ich mir wünschte, ihn niemals erkannt zu haben.

Ich hätte wahnsinnig werden, vor Entsetzen den Verstand verlieren müssen, aber nichts dergleichen geschah. Ich fühlte nur eine endlose Leere, war innerlich wie tot. Der Schock war zu groß, ihn zu bewältigen, und mein Gehirn reagierte in instinktivem Selbstschutz auf die einzig mögliche Art: Es weigerte sich, das ganze Ausmaß des Schreckens zu begreifen.

Ich stieß ein schrilles, unechtes, Lachen aus, in dem sich meine ganze Hilflosigkeit artikulierte. Ich hatte das Gefühl, ein anderer hätte die Kontrolle über meinen Körper übernommen und mich zum bloßen Zuschauer degradiert. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn ich bei meinem mißglückten magischen Angriff ums Leben gekommen wäre. Viel hatte nicht gefehlt, und daß ich meine stümperhafte Attacke überlebt hatte, war nichts weiter als eine Spielerei des Wesens, gegen das ich zu kämpfen mir eingebildet hatte.

Auch wenn meine Kraft um ein Tausendfaches stärker gewesen wäre, hätte ich nicht den Hauch einer Chance gehabt, diesen Kampf zu gewinnen.

Den Kampf gegen einen der GROSSEN ALTEN!

»Du bist…« Ich brachte es nicht über mich, den Namen auszusprechen.

Ein abgrundtief böses Lachen dröhnte in meinem Geist.

»Ich bin der Herr des Onyxschlosses, in dem du dich befindest. Die-Bestie-mit-den-tausend-Armen. NYARLATHOTEP! Keine Macht im Universum kann das bannen, was niemals besiegt wurde. Die Kraft eines einfachen Menschen hat ausgereicht, die Grenzen der Zeit niederzureißen und den Bann der SIEGEL DER MACHT erlöschen zu lassen. Ein einziger, letzter Schritt fehlt noch, diesen Körper endgültig zum Leben zu erwecken.«

Ich wußte, was er meinte. Der Körper des Drachen war nichts weiter als eine Inkarnation. Um die Beschwörung zu vervollkommnen, bedurfte es eines Blutopfers. Nyarlathotep hätte jeden von Nemos Leuten nehmen können, aber er wollte seinen Triumph damit krönen, durch den Tod des Mannes, der sich als seinen größten Feind bezeichnete, ins Leben zurückzukehren.

Ein wahnsinniger Plan reifte in mir heran. Die Erfolgsaussichten meines Unternehmens waren in Zahlen nicht mehr auszudrücken, aber es war die einzige Chance, die mir noch blieb. Hätte ich Zeit gehabt, darüber nachzudenken, hätte ich tausend und mehr Gründe gefunden, die Klinge des Stockdegens lieber gegen mich selbst zu richten, aber ich dachte in diesem Augenblick nicht, sondern handelte rein instinktiv.

Blitzschnell sprang ich vor.

Der GROSSE ALTE erkannte meinen Plan einen Sekundenbruchteil zu spät. Nicht einmal er hatte den äonenlangen Schlaf völlig ohne Folgen überstanden, und allein deshalb überlebte ich die nächste Sekunde.

Mit einem Schlag kam Leben in den reglosen Shoggoten. Mehr als ein Dutzend Tentakeln peitschten auf mich zu. Ich durchtrennte sie mit dem Stockdegen und stieß die Klinge gleichzeitig vor.

Nicht gegen den Shoggoten, sondern an ihm vorbei in Richtung des drachenartigen Monstrums.

Der Gedankenbefehl des GROSSEN ALTEN schnitt wie ein glühender Draht durch mein Gehirn. Einen entsetzlich langen Sekundenbruchteil versank die Welt um mich herum hinter einem Vorhang aus brennendem Schmerz. Düstere Schattenarme peitschten durch meinen Geist und versuchten meine Bewegung zu stoppen.

Mein eigener Schwung riß mich nach vorne. Die Klinge des Stockdegens berührte den massiven Schuppenkörper und schnitt durch

die hornigen Panzerplatten, als wären sie nicht vorhanden.

Im gleichen Moment blieb die Zeit stehen.

Ein unmenschlicher, schriller Schrei gellte durch mein Gehirn. Ein letztes Mal peitschte der Schmerz in mir hoch und drohte, mich in die Sphären des Wahnsinns zu reißen. Um mich herum waren Flammen von blauweißer Glut, die die Hand aus gestaltgewordener Finsternis in meinem Geist zerrissen. Es dauerte nur den tausendsten Teil einer Sekunde und trotzdem eine nicht enden wollende Ewigkeit.

Ich spürte schon nicht mehr, wie ich bewußtlos auf dem steinernen Boden aufschlug.

* * *

Ich wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war, als ich wieder zu mir kam. Etwas signalisierte mir, daß ich lange bewußtlos gewesen sein mußte, aber ich fühlte mich immer noch wie zerschlagen. Nur langsam kam mein Gehirn wieder in Schwung. Immer noch spürte ich die Präsenz von etwas abgrundtief Fremdem, dem personifizierten Grauen, und klebrige Spinnenfäden schienen durch mein Gehirn zu ziehen und meine Gedanken zu lähmen. Aber ich wußte, daß es nur ein letzter Widerhall dessen war, was ich in den letzten Sekunden vor meiner Ohnmacht erlebt hatte.

Um mich herum waren verschwommene, helle Flecken, die sich nur widerwillig zu Gesichtern formten. Rasende Schmerzen zuckten durch meinen Kopf, als ich mich hochzustemmen versuchte. Hilfreiche Arme stützten mich, und langsam ließen die Schmerzen nach.

»Bleib liegen, Robert«, drang Nemos Stimme an meine Ohren, doch ich schüttelte stur den Kopf und versuchte die Benommenheit wegzublinzeln. Unwillig streifte ich die stützenden Arme ab, mit dem Erfolg, daß ich sofort wieder gestürzt wäre, hätte der Kapitän der NAUTILUS mich nicht rechtzeitig aufgefangen.

Von dem Shoggoten war nichts mehr zu sehen. Auch der alptraumhafte Drache, die Inkarnation Nyarlathoteps, existierte nicht mehr. Nur einige unförmige Gesteinsbrocken lagen an der Stelle, an der er vorher gestanden hatte.

»Was... ist mit Howard?« fragte ich mühsam. Jedes Wort fiel mir schwer, als müsse meine Zunge sich erst langsam wieder ans Sprechen

gewöhnen.

»Meine Leute kümmern sich um ihn«, entgegnete Nemo ausweichend. Für den Augenblick gab ich mich mit dieser Antwort zufrieden.

Die folgenden Stunden zogen wie ein bizarrer Traum an mir vorbei. Ich hatte verhindert, daß eine der entsetzlichsten Kreaturen, die jemals in diesem Universum existiert hatten, die Rückkehr in unsere Welt fand. Ich hatte Nemos Leute aus der Gewalt des Shoggoten befreit, ohne daß einem von ihnen etwas zugestoßen war, und ich hatte den Shoggoten vernichtet. Man konnte es einen – zugegebenermaßen knappen – Sieg auf der ganzen Linie nennen, aber dennoch enthielt der Geschmack des Triumphes einen schalen Beigeschmack, den ich mir selbst nicht zu erklären vermochte. Vielleicht war es die Erkenntnis, wie schwach die Grenzen gezogen waren, die die Menschheit vor dem Grauen bewahrten, und wie leicht sie brechen konnten. Vielleicht war ich auch einfach noch nicht in der Lage, das Ausmaß des Erfolges in seiner ganzen Tragweite zu erfassen.

Das Tor befand sich wieder an seiner alten Stelle, als wir den Stollen erreichten. Ich hielt mich nur wenige Stunden auf Vulkano auf, bis ich Nemo bat, Howard und mich mit der NAUTILUS nach England zurückzubringen.

Die Anwesenheit der vielen Menschen, die mich als Helden zu feiern versuchten, war mir zuwider. Alles, was ich wollte, war Ruhe. Hätte ich geahnt, was mich in London erwartete, wäre mein Wunsch zur Rückkehr wohl etwas gedämpfter ausgefallen.

Die Sorge um Howard ließ mich sogar meine Seekrankheit vergessen. Drei Tage lang war er ohne Bewußtsein; dem Tode näher als dem Leben. Sein Gesicht war totenbleich, sein Herzschlag kaum noch spürbar, doch Nemos Ärzte gaben den aussichtslos erscheinenden Kampf um ihn nicht auf.

Am dritten Tag kam er erstmals wieder zu Bewußtsein, wenn auch nur für ein paar Sekunden, bis er wieder in seinen todesähnlichen Erschöpfungsschlaf fiel.

Aber ich wußte, daß er überleben würde.

Zumindest er.

E N D E

Und in vierzehn

Tagen lesen Sie:

Seit Tagen schon suchten mich schreckliche Alpträume heim; Visionen der GROSSEN ALTEN, die mich an den Rand des Wahnsinns trieben. In meinen Träumen waren die *Sieben Siegel der Macht* gebrochen, die uralten dämonischen Götter ihrem Kerker entkommen.

Und doch – es waren nur Träume. Allein diese Gewißheit hielt die dunklen Schatten des Irrsinns von meiner Seele ab.

Bis zu jenem Traum, in dem ich mich verletzte. Und die Wunde mitnahm in die Wirklichkeit.

Bis zu jener Nacht, in der meine Alpträume… *wahr wurden!*

Geistersturm